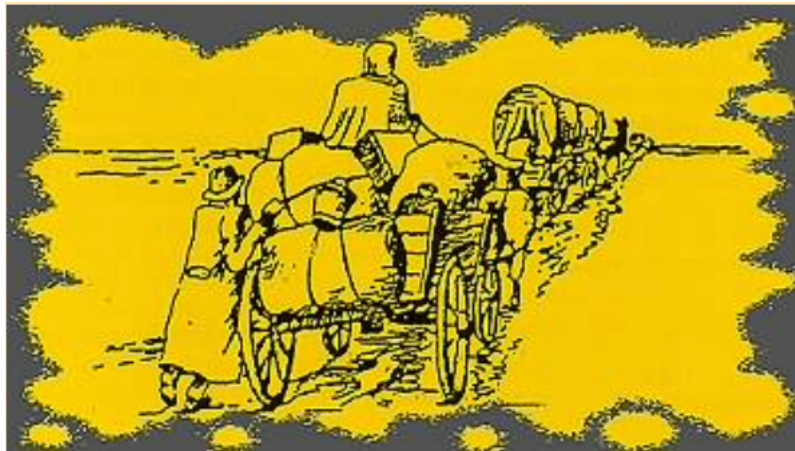
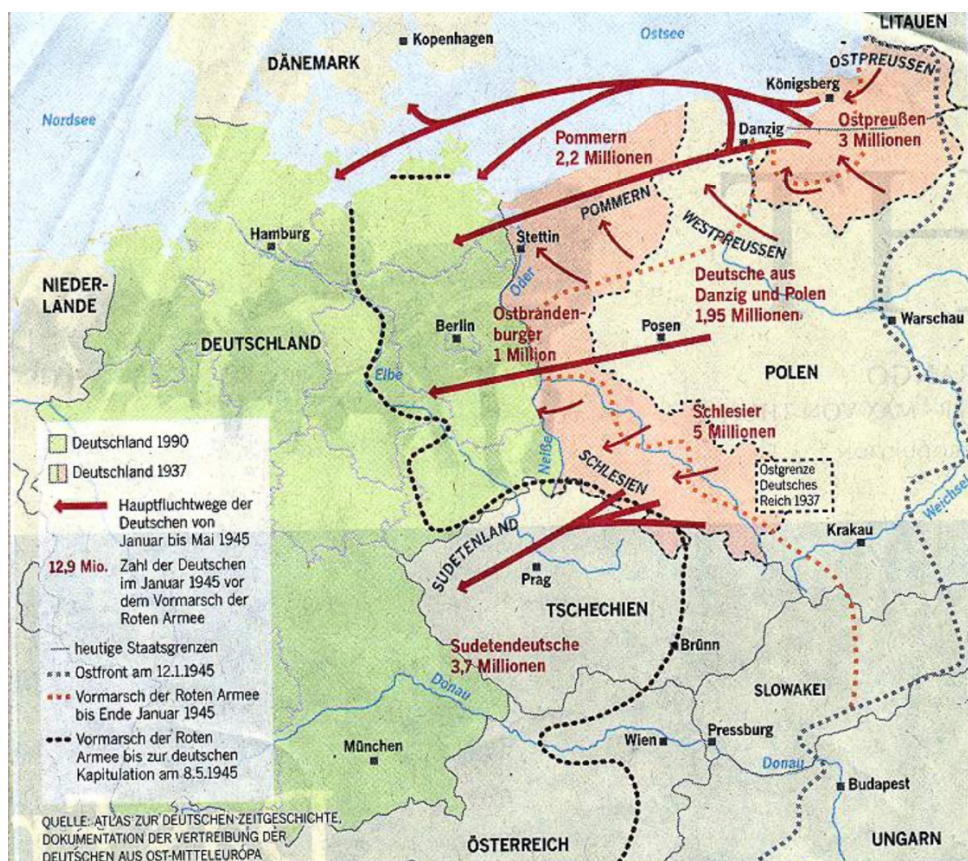


Flucht und Vertreibung aus dem Kreise Namslau



„...Und wir ziehen im Traum verwehte Pfade, Wagen an Wagen, endloser Zug, der ein Volk von der Heimat trug!...“ (Agnes Miegel)

Zusammengefasste Erlebnisberichte über die Vertreibung aus der Stadt Namslau und aus dem Kreis Namslau



Inhaltsverzeichnis Erlebnisberichte

<u>ABSCHIED VON NAMSLAU</u>	<u>4</u>
<u>FLUCHTVORBEREITUNG</u>	<u>6</u>
<u>DER AUFBRUCH</u>	<u>7</u>
<u>DIE LETZTEN TAGE IM DEUTSCHEN NAMSLAU - 18. BIS 21. JANUAR 1945</u>	<u>10</u>
<u>DIE VERTREIBUNG AUS DER STADT UND DEN DÖRFERN DES KREISES NAMSLAU</u>	<u>13</u>
<u>DIE EVAKUIERUNG DER KREISBEVÖLKERUNG</u>	<u>16</u>
<u>DIE RUSSEN BESETZEN DEN KREIS NAMSLAU</u>	<u>17</u>
<u>DER FLUCHTWEG</u>	<u>22</u>
<u>DER TRECK VON GRAMBSCHÜTZ</u>	<u>27</u>
<u>DER DAMMERSCHE TRECK: VOM STOBBER BIS ZUM DONAUTAL</u>	<u>33</u>
<u>NAMSLAU, DORT ERWARTET UNS DIE HEIMAT</u>	<u>47</u>
<u>RÜCKKEHR NACH NAMSLAU 1945</u>	<u>55</u>
<u>WILKAU, KREIS NAMSLAU, NACH DEM ZUSAMMENBRUCH'</u>	<u>58</u>
<u>ERLEBNISSE AUS DEN JAHREN 1945/46 IN HÖNIGERN'</u>	<u>59</u>
<u>RÜCKKEHR IN DIE HEIMAT IM JAHRE 1945</u>	<u>67</u>
<u>MIT DEM VOLKSSTURM ZURÜCK NACH NAMSLAU</u>	<u>69</u>
<u>MEINE GEFANGENSCHAFT IN "NAMYSLOW" 1945</u>	<u>74</u>
<u>ALS LANDWIRTSCHAFTLICHER ARBEITER IN ELLGUTH UND DAMNIG</u>	<u>77</u>
<u>BERICHT POLNISCHER RUNDFUNKREPORTER ÜBER UNSER NAMSLAU</u>	<u>84</u>
<u>ABSCHRIFT EINES BRIEFES:</u>	<u>87</u>
<u>BERICHT ÜBER DAS ENDE DES DEUTSCHEN LEBENS IN NAMSLAU BEZ. BRESLAU</u>	<u>88</u>
<u>BERICHT DES FRÜHEREN LANDRATS HEINRICH ÜBER DIE LETZTEN TAGE IN NAMSLAU</u>	<u>97</u>

Texte und Berichte wurden unverändert, für den Inhalt sind die jeweiligen Verfasser verantwortlich

Abschied von Namslau

Vorboten der Flucht von Arthur Kalkbrenner, Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.33, S.23

Im Herbst 1944 fallen Bomben russischer Flugzeuge auf Windisch-Marchwitz. Am 7. Oktober 1944 gegen 19.00 Uhr wird unsere Stadt von sogenannten "Christbäumen" erleuchtet; Bomben heulen und detonieren. Ein rollender Angriff auf Breslau bis etwa 21.00 Uhr, die Luftschuttsirene heult mehrmals am Tage. Am 8. Oktober amerikanische Bombengeschwader gegen 11.00 Uhr bei herrlichstem Wintersonnenwetter in direktem Anflug auf unsere Stadt; keine Abwehr stört sie.

Armes Namslau! denke ich und rase in die Befehlsstelle des Luftschutzes im Keller unter dem Rathaus. Man merkt allen die innerliche Gespanntheit an. Schweigen! Jeder denkt wohl: Wer von uns wird überleben? Wie wird's der Familie ergehen? Da die erlösende Meldung vom Turmbeobachter: "Abdrehung, Richtung Bahnlinie Oberschlesien!"

Da kommen die Batschkadeutschen, Flüchtlinge aus Ungarn, und werden im katholischen Schulgebäude, bei Schwuntek und in Familien untergebracht. Erstmals sehen unsere Namslauer Flüchtlingselend; alte und junge Leute, Säuglinge, Kinder und Greise, Kranke und Gesunde. Und wir erfahren von ihnen von den Gewalttaten der Sowjets und dem erbarmungslosen Aufbruch aus der Heimat. Verwundert betrachten unsere Leute die mitgebrachte Habe auf den pferdebespannten Leiterwagen; die Kisten und Kasten, die Säcke voll Wolle, Dauerwurst und Speckseiten, die "Standen" voll blütenweißen Schweinefettes und die Spinnräder. Das war möglich, weil in Ungarn die Räumung planmäßig und rechtzeitig erfolgte.

Als Hausherr des Schulgebäudes tue ich alles, um ihnen ihr Schicksal zu erleichtern. Für die kleinste Gefälligkeit sind sie dankbar - mit dem wenigen, was sie haben, wollen sie sich erkenntlich zeigen und können nicht verstehen, wenn man ablehnt. Es waren z. T. wohlhabende Bauern, Kaufleute, Fabrikanten und einfache, schlichte Leute, durchdrungen von ihrem durch Jahrhunderte bewahrten Deutschtum.

Es waren liebe Menschen, vom Schicksal geschlagen, doch nicht mutlos, wenn auch ihre Augen feucht wurden beim Singen der Heimatlieder. Sie beobachteten sehr genau die Vorgänge in der Stadt und auf den Durchgangsstraßen und wußten sie richtig zu deuten. Anfang Dezember schon sagte mir ein älterer Mann vertraulich: "Herr Rektor, bringen Sie Ihre Familie in Sicherheit! Packen Sie das Nötigste griffbereit! Was ich hier auf diesen Straßen sehe, bei uns fing es auch so an. Hier müssen wir weg, alle beide!"

Diese Deutschen aus der Batschka haben viele zum Nachdenken über die Lage der Heimat gebracht. Es gewann der Fluchtgedanke im geheimen doch zunehmend Raum, und Überlegungen, was mitzunehmen sei, wurden diskutiert. Gnade dem aber, der diese Möglichkeit öffentlich ausgesprochen hätte oder Pakete größeren Ausmaßes mit der Post oder Bahn versandt hätte! Die Gauleitung der NSDAP veranlaßte im November oder Dezember 1944 bei der Kreisleitung Namslau eine Organisationsbesprechung für eine eventuelle Räumung des Kreisgebietes; die Bevölkerung erfuhr davon nichts. Ein Räumungsstab sollte Treckwege und Räumungsetappen festlegen; Landeshut im Riesengebirge war der Aufnahmekreis. Wie kommt die Stadtbevölkerung weg, und was

geschieht mit den aus dem Westen Deutschlands Evakuierten? "Die Bauern stellen die Treckwagen!" war die schnelle Lösung. Und was geschieht, wenn die nichtwollen oder können? "Sie unterstehen den Kriegsgesetzen."

Als die gefährvolle Lage der rechten Oderseite auch von der Partei nicht mehr länger zu verheimlichen war, wurden die Luftschutzmaßnahmen mit Hochdruck, u. a. auch durch den Bau von Splittergräben, betrieben. Im eingeebneten alten Friedhof, der ehemaligen Ruhestätte vieler alteingesessener und geachteter Namslauer Bürgerfamilien, baute selbst die Kreisleitung für eventuelle Fälle einen Schutzbunker, der nach Meinung des damaligen Kreisleiters, eines jungen, ehemaligen Hitlerjugendführers, bei einem Einfall der Russen bis zum letzten Blutstropfen verteidigt werden sollte.

Alle von Partei und Behörden im stillen eingeleiteten und ins Auge gefaßten Räumungsmaßnahmen litten darunter, daß sie zu spät kamen und die Bevölkerung von ihnen und der drohenden Gefahr nicht unterrichtet wurde. Es fehlte auch an Fachleuten, die in der Organisation solcher Massenbewegungen Erfahrungen hatten und alles bis in die letzten Folgerungen durchdachten.

Es ist als ein Wunder zu bezeichnen, daß trotz der "Hals-über-Kopf-Räumung" im harten Winter fast die gesamte Kreisbevölkerung sich dem Zugriff der Russen entziehen konnte. Dank des heldenmütigen Einsatzes einiger als "verlorener Haufen" kämpfender, arg gelichteter Wehrmachtsteile, dank des zielbewußten Eingreifens von Herrn Landrat Dr. Heinrich, dank der Umsicht der Treckführer mit Bauern, Bauersfrauen, Arbeitern und Arbeiterfrauen, dank der Privatinitiative vieler unserer Landsleute ist dieses fast unmöglich erscheinende Werk gelungen.

Es ist Dezember! "Werden wir das Weihnachtsfest noch im eigenen Haus mit der Familie feiern können?" ist die bange Frage, die auf den Gemütern drückend lastet und die Weihnachtsvorbereitungen freudlos macht. Mehren sich doch die Anzeichen drohender und zunehmender Gefahr für die Heimat. Wehrmachtsfahrzeuge von Etappeneinheiten durchfahren immer öfters unsere Stadt in Richtung der Oder; mitunter vollgeladen mit Wohnungseinrichtungsgut. Ihre Besatzungen machen einen gedrückten Eindruck, und haben es gewöhnlich sehr eilig, über die Oder zu kommen.

Manche geben den nicht gerade ermutigenden Rat: Macht, daß ihr fortkommt, der Russe kommt auch hierher! Kölner Evakuierte, in Briefen aus ihrer Heimat beraten und dazu aufgefordert, packen ihre Koffer und reisen ab.

Aber die Front bleibt ruhig. Wir feiern Weihnachten - zwar nicht mit einem überreichen Gabentisch, doch mit Karpfen und weißen Würstchen; auch die Gans fehlt in vielen Familien nicht.

Der Kirchenbesuch, auch von Parteianhängern und uniformierten Arbeitsdienstlern und Soldaten, war so zahlreich, daß manche mit einem Stehplatz zufrieden sein mußten. Man besann sich wieder im Angesicht der Gefahr auf die ewigen Werte, auf das Wort Gottes. Man ging nachher schnell auseinander; vielleicht wollte man vermeiden, auf das "Was wird?" angesprochen zu werden.

Und dieses unausweichliche "Was wird?" wurde am Jahreswechsel, ja von Tag zu Tag immer quälender. Aber man "feierte" Silvester in vielen Familien; auch im Gasthaus, nicht mit lautem Juchhe und Sektkorkenknallerei und Delikatessen. Da meldete der Rundfunk im

Wehrmachtsbericht die Großoffensive der Sowjetarmee am 12. Januar und den opfervollen Abwehrkampf unserer Truppen. In den nächsten Tagen wurde - durch die immer verspätete Bekanntgabe der Heeresberichte verschleiert zugegeben - uns allen offenbar, daß den Russen der Großdurchbruch und die Zerschlagung ganzer deutscher Armeen gelungen war; die Tür nach Schlesien ihnen also offenstand, denn nennenswerte Abwehrkräfte - soviel wußten wir auch - standen nicht in der Heimat zur Verfügung. War doch noch nicht einmal das Heimatersatzheer alarmiert worden.

Fluchtvorbereitung

Von Amtsgerichtsrat Werner Partheil - Auszug aus einem unveröffentlichten Bericht

Am Anfang der Fluchtwoche mußte ich dafür sorgen, daß die sicherzustellenden Sachen des Amtsgerichts Namslau nach Liegnitz verlagert wurden. Die Firma Erich Kynast stellte einen Lkw zur Verfügung, auf den alles verladen wurde.

Donnerstag vormittag (17. Januar 1945) wurden die Behördenvorstände in Grimms Hotel bestellt, wo uns der Kreisleiter Fischer Näheres über die Fluchtvorbereitungen mitteilte. Er stellte die Lage als nicht so heikel dar: Die Russen seien bei Tschenstochau zurückgeschlagen worden. Die Stadtbevölkerung werde mit Pferdefuhrwerken abtransportiert. Jedes Dorf habe eine bestimmte Anzahl Wagen zu stellen. Der Räumungsplan für Stadt und Kreis Namslau sei schon vor Monaten aufgestellt, aber innerhalb der politischen Leiter geheimgehalten worden.

Als ich wie gewöhnlich am Freitag morgen um 8.00 Uhr in die Stadt zum Gericht ging, fiel mir eine gewisse Unruhe auf: Die Leute standen herum und unterhielten sich aufgeregt.

Auf dem Gericht entfernte ich aus den Personalakten laut Anweisung die vorgehefteten Personalbögen. Am Nachmittag ging ich noch einmal ins Gericht und verbrannte diese in der Heizung. Auf dem Heimweg sah ich in nördlicher Richtung den Feuerschein einer in Kaulwitz brennenden Scheune; der Sanitätspark verbrannte dort das eingelagerte Material. In den noch offenen Geschäften standen viele Leute, die auf Marken die vierfache Menge Fleisch bekamen; auch im Schuhgeschäft Woitschig war viel los.

Am 19. Januar 1945 gegen 20.00 Uhr kam unser Nachbar Baumeister Julius Gollnisch zu uns. Er habe von Aust, seinem Volkssturm vorgesetzten, die Erlaubnis, uns sein Pferdefuhrwerk zur Verfügung zu stellen; der Kastenwagen sei zwar noch mit Koks beladen, das einzige Pferd sei bissig und ein Schläger, der Kutscher Przyrodek sei beim Volkssturm, er habe sonst niemanden; wenn ich einen Kutscher besorgen könnte, könnten wir losfahren, er werde mitkommen. Ich dachte gleich an unseren Oberwachtmeister Julius Knepper. Im Hofe des Grundstücks von Herrn Gollnisch entluden wir den Kastenwagen, während Knepper sich bemühte, das Pferd aus dem Stall zu bringen. Es gelang ihm nicht einmal, diesem das Halfter über den Kopf zu ziehen. Herr Gollnisch holte nun hinten aus der Baracke einen Polen, der mit dem Pferde fertig wurde, es einspannte und für den Wagen auch eine Schütte Stroh besorgte.

Wir holten schnell unsere Sachen herunter. Alles luden wir auf den Kastenwagen auf. Die Kinder (4, 6 und 8 Jahre) setzten wir in die Betten auf das Stroh. Hinten an den Wagen hängten wir den leeren Leiterwagen. Dann fuhren wir los ...

Der Aufbruch

Von Arthur Kalkbrenner, Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.33, S.25, und Nr.35, S.8

Wie ein in der Nähe niedergehender Blitzschlag schlug es ein, als die Russen in Tschenstochau gemeldet wurden. Schon kamen die ersten Flüchtlingstrecks aus dem Warthegau, die man um die Stadt leitete, um die Bevölkerung nicht noch mehr zu beunruhigen. Reste der geschlagenen oder geflüchteten deutschen Truppen durchfuhren die Stadt. Auf dem Ring parkte am Nachmittag des 18. Januar 1945 eine schwere Flak-Abteilung mit zwei Geschätzten ohne Munition, übermüdet und erschöpft Offizier und Mann.

Feuerwehrautos aus dem Warthegau durchquerten die Stadt. Autos mit dicken "Besatzungsgewinnlern" versuchten, mit ihren "Schätzen" über die Oder zu entkommen, wurden aber vom NSKK geschnappt. Lastzüge aus Oberschlesien mit verschiedenstem Flüchtlingsgut wälzten sich durch das Krakauer Tor. Personenzug auf Personenzug, vollgepfropft mit Menschen, rollte, von Oberschlesien kommend, unter der hohen Brücke durch; auf den Dächern, in den Bremserhäuschen und auf den Trittbrettern sitzen die "Hiwis", die Hilfsfreiwilligen fremder Nationen. "Ah, Oberschlesien räumt, dann sind wir dran; es geht also doch nach einem geordneten Räumungsplan", so beruhigten sich manche unserer Landsleute noch am 19. Januar 1945 und ahnten nicht, daß russische Aufklärungs-panzer auf dem Weg nach Namslau waren, den nordöstlichen Teil des Kreises bereits durchstreiften und in Glausche ein Blutbad angerichtet hatten.

Ab Mitte Januar 1945 begannen die Namslauer, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen; denn die Verantwortlichen in Partei und Staat schwiegen beharrlich und versuchten sogar, zu beruhigen. Das Wort "Führer befiehl!" wirkte im Angesicht der tödlichen Gefahr nicht mehr. Die verzweifelte Volksseele machte sich vielmehr Luft mit Worten wie: "Die oben haben uns abgeschrieben, die sitzen ja sicher!" - Die meisten aber hofften im Stillen immer noch auf eine gute Wendung; andere ergaben sich ihrem Schicksal. Nur wenige unserer Landsleute dachten ernstlich daran, in der Heimat bleiben und sich dem "Großmut des Siegers" ausliefern zu können. Hatte doch die Goebbelssche Propaganda - wie die späteren Erfahrungen bestätigten - in dieser Hinsicht durchaus nicht übertrieben. Auch der sowjetische, drohend schreiende, unseren schlesischen Sender überlagernde Propagandafunk war bei uns nicht ohne Wirkung geblieben.

So begann man, Wehrmachtsfahrzeuge anzuhalten, und die Soldaten nahmen in Kenntnis der gefährlichen Situation willig Mütter mit Kindern, Frauen und Mädchen mit. Wer im Besitz von Pferd und Wagen war, zottelte manchmal vollbeladen hintenherum über die Haselbachstraße dem Stadtwald zu oder über die Hohe Brücke in Richtung Schwirz. Ach, wie maßlos traurig stimmte ein solches Gefährt!

Hier und da ist schon ein Geschäft geschlossen. In den Gasthäusern sitzen flüchtende Soldaten bei Grog und Schnaps. Frau Fleischermeister Reichert steht vor der Ladentür im Gespräch mit Soldaten, denen sie schnell ein Stück "Warme" mit Semmel "verpasst" hat. "Ja, sehen Sie, Herr Rektor", spricht sie mich freundlich an, "die Soldaten meenen ooch, daß wer wern furt missen; da muß ich halt ooch woas zespampacken!" Ich kaufe ein, die Verkäuferin verlangt von mir Fleischmarken. Frau Bertel Reichert hört es, und mit einem echten derbschlesischen "Sch...! Sull der Russe oalles fressen?" ist die Fleischmarkenangelegenheit erledigt. Ihr gutes Herz kann nicht anders: "Ne weeche Zervelatwurst fier die Kinder und ne "Harte" fier Euch uff'n Weg!"

Nach all dem, was ich in der Innenstadt sehe, bin ich doch sehr gedrückter Stimmung und in großer Sorge um meine Familie. Ich eile nach Hause. Da, telefonischer Anruf: "Bräustübel vom Armeekommando beschlagnahmt!" Das beruhigt mich etwas, denn diese Stäbe sitzen ja nach alter Erfahrung nicht gerade in vorderster Linie; also scheint die Lage nicht ganz so schwarz auszusehen. Kommt mein Hausmädchen: "Der Kreisleiter hat auf dem Ring verkündet, daß nicht geräumt wird, es ist wieder besser!"

Besteht zwischen diesen beiden Nachrichten ein Zusammenhang? Da wir in der Siedlung kaum etwas hören - Telefon schweigt meistens -, trifft meine Frau Vorbereitungen, legt Sachen für die drei Kinder, zweieinhalb und sechseinhalb Jahre alt, zurecht, näht kleine Leinenrucksäckchen für Wäsche, macht den Sportwagen fertig und packt auch einen Koffer. An ein rechtes Mittagessen ist nicht zu denken, zumal das Gas bei uns wenig Druck hat.

19. Januar 1945. Mit der Familie verlasse ich gegen 20.00 Uhr mein Heim und treffe gegen,ber der "Totenschenke" - Gasthaus Schröder - auf eine Ansammlung von Nachbarmfamilien, die auf der Brieger Straße eine Wehrmachtsfahrgelegenheit zu erhaschen versuchen. In der Kälte ist es ein bitteres und beinahe hoffnungsloses Warten. "Warum ist der Himmel so rot? Kommen Flieger?" so fragt mit ängstlichem Blick mein ältestes Kind. Gebe Gott, daß ich nie mehr in solche geängstigten Kinderaugen sehen muss!

Da, Feindflieger im Anflug! Auch als Luftschutzmann kann ich nur abwarten und Ruhe bewahren! Bombendetonationen in Richtung Böhmwitz, und der Spuk ist ausgestanden! Fliegeralarm wurde nicht gegeben, um die Räumung nicht zu gefährden.

Ich gehe zum Bahnhof, lasse die Familie im Windschutz einer Scheune zurück, um Fahrgelegenheit mit der Eisenbahn zu erkunden, jedoch ohne Erfolg. Inzwischen nimmt eine Wehrmacht-Werkstättenabteilung, von einem Oberleutnant der Feldpolizei zum Abladen gezwungen, meine Familie mit. Sie will durchaus meine Rückkunft abwarten, aber auf dringende Vorstellungen eines Wasserwerkarbeiters fährt sie doch in Richtung Brieg mit. Einsam und verlassen stehe ich in banger Sorge um die Meinen, aber auch bis zu einem gewissen Grade beruhigt, am Eingang zur Max-Gohla-Straße, wo ich Herrn Schoenfeld, meinen früheren Nachbarn, treffe, der meine und seine Familie soeben auf die Wehrmachtsautos verladen hatte.

Beide drückt uns der Gedanke, daß der Russe mit seinen Panzerspitzen schon über Schwirz hinaus in Richtung Brieg sein könnte. Wir betreten noch einmal unsere Wohnungen, das Licht funktioniert noch. Wir sehen das Durcheinander des hastigen Aufbruchs und schließen zum letzten Mal Haustür und Gartentärchen.

Es ist Nacht, wohl gegen 24.00 Uhr. Ich begeben mich über die Hohe Brücke in das Stadttinnere. Das Leben scheint erstorben. Verlassen liegen Straßen und Häuser unseres lieben Namslau. Nur einzelne Gestalten hasten, oft schwer bepackt, die Straßen entlang. Bedrückt vom plötzlichen Aufbruch und einer ungewissen Zukunft ziehen sie lautlos davon.

Dort öffnet sich noch knarrend die Haustür eines alten Bürgerhauses. Im düsteren Lichtschein des Flurs erkenne ich die alten Leutchen, die sich abmühen, ihre in der Aufregung zusammengepackte Habe durch die Türöffnung zu zwängen. Rührend besorgt ruft der "Voat'l": "Muttel, doäß de nich fällst, es sind drei Stufen!" Der alte Ordnungssinn und die ererbte Sparsamkeit zeigen sich bei ihren Worten: "Mach doas Licht aus, schließ zu!" Auf dem Gehweg bleiben beide a wing stiehn und schauen auf die obersten, jetzt im Dunkeln liegenden Fenster. Zwar durch das Leben hartgeworden, hat dieses Abschiednehmen doch ihre Augen feucht

werden lassen. "Kumm, Muttel, wir miss'n giehn, es is Zeit!" höre ich noch seine fürsorglich klingende Stimme und weiter, "der Zug woartet nich!"

Also muß wohl doch in letzter Stunde noch ein Eisenbahnzug zum Abtransport der flüchtenden Namlauer eingesetzt worden sein, kommt es mir in den Sinn. Ich eile zum Bahnhof. Am ersten Bahnsteig steht ein sehr langer Transportzug mit geöffneten Türen, vollbesetzt bis auf den letzten Platz mit Frauen, alten Leuten und Kindern, Koffer und anderes Gepäck in Gepäcknetzen und Gängen. Zuletzt Ankommende werden noch eilig verfrachtet. Eine stille Hoffnung, daß ich als Schwerkriegsbeschädigter ein Anrecht zur Mitfahrt hätte, zumal ich nur einen kleinen Handkoffer trug, erwies sich als trügerisch; ich wurde von einem "Ordner", der vorsichtshalber wohl schon die Parteiuniform ausgezogen hatte, barsch abgewiesen.

Auf meine Frage an uniformierte Amtsträger der NSDAP, die auf dem Bahnsteig standen, ob noch weitere Transportzüge eingesetzt würden, wurde mir eine wenig hoffnungsvolle Antwort zuteil; selbst Bahnbeamte wußten nichts Genaueres.

Es zeigte sich, daß von der Parteiführung, insbesondere vom Gauleiter, nichts organisiert war, um einen schnellen und reibungslosen Abtransport der Bevölkerung zu gewährleisten. Herrn Dr. Heinrich, dem damaligen Landrat, bleibt das Verdienst, durch sein entschlossenes Handeln im Augenblick höchster Gefahr, die Bereitstellung von Transportzügen an höherer Stelle erwirkt zu haben.

Enttäuscht verließ ich den Bahnhof in dem Gedanken, daß es nun an der Zeit sei, ernstlich an das eigene Wegkommen zu denken. Auf dem Wege zur Kreisleitung im ehemaligen Finanzamt treffe ich eine auf einer Bank der Postpromenade sitzende schluchzende Mutter, ein Kleinkind eingewickelt im Arm und einen kleinen Jungen, den Kopf schlafend in ihren Schoß gekuschelt. Sie hatten sich von einem Bauerntreck gelöst in der Hoffnung, in unserer Stadt die Möglichkeit zum Weiterkommen zu finden. Die Mutter war völlig mutlos, drei Tage Treck aus dem Warthegau! Es bedurfte des herzlichsten Zuredens, sie mit den Kindern der nahen Rettung, dem Namlauer Bahnhof, zuzuführen. Sie konnte kein Wort des Dankes herausbringen, wohl aber: "Hier frieren die Kinder nicht - geht aber auch ein Zug?"

In der Kreisleitung herrschte aufgeregte Stimmung unter den Amtswaltern; dazu waren die uniformierten Volkssturmführer versammelt. Es war ein Gedränge auf Fluren und Treppen; man flüsterte unkontrollierbare Gerüchte und machte sich gegenseitig Mut. Da aus den verlassenen Fleischereien und Bäckereien ausreichend Ware in Körben herumstand, "bediente" ich mich. Da ich hier jedoch nichts auskundschaften konnte, wie man am besten und schnellsten über die Oder kam, hielt ich es für gegeben, dieses "gastliche" Haus zu verlassen, um nicht womöglich mit einem Amt bedacht zu werden, das anderen nicht zusagte.

Ich lungerte auf dem Pietzonkaplatz herum in der Erwartung, daß sich eine Fahrgelegenheit bieten würde. Im Laufschrift kam ausgepumpt eine kleine Infanterie-Einheit über die Hohe Brücke, um gegen den Feind eingesetzt zu werden. Arme Landser, ohne schwere Waffen, scheinbar Teile einer Genesenenformation! Denn hinterher kamen gesammelte Fußkranke und solche Soldaten, die "lazarettfähig" waren.

Ich spielte mit dem Gedanken, den Fußmarsch anzutreten, aber mit Koffer unmöglich! In der Stille der Nacht hörte man die Abschüsse von Geschützen. Die waren zwar noch sehr entfernt, aber das konnte sich schnell ändern.

Also auf, noch einmal zum Bahnhof! In den Straßen ist es stockfinster; kein Lichtschein verrät, daß noch Bewohner in den Häusern sind. Nur wenige alte Leute können sich nicht zu einer "Hals-über-Kopf-Flucht" entschließen und bleiben; denn die Russen seien ja auch Menschen und würden alten Leuten nichts tun.

So oder ähnlich dachten aus unsere lieben Mitbürger, Schuhmachermeister Gottlieb J. und seine Frau. Er hatte herumgehört am 19. Januar 1945 abends und hier und dort gehört: Wir bleiben! Als am Samstag, dem 20. Januar, unser Meister ausgeschlafen aufsteht, stellt er fest, daß keine Menschenseele mehr im Haus ist. Das macht ihn und seine Frau bedenklich. Er findet auf der Straße und auf dem Ring keinen Menschen. Zwei Soldaten treffen die Meisterin im Hofe an: "Schnell raus, auf den Bahnhof, der letzte Zug fährt gleich ab!" "Na ja, da missen wer halt", meint der Meister. Aber Mutters Schuhe sind kaputt. Also flink auf den Schusterschemel und besohlt, während Frau J. einiges in Eile zusammenpackt. Sie gehen zum Bahnhof und steigen in den letzten Eisenbahnzug, der das deutsche Namslau verläßt.

Die letzten Tage im deutschen Namslau- 18. bis 21. Januar 1945

Bericht des letzten Landrats des Kreises Namslau, Dr. Ernst Heinrich, 7 Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.36, S.4, und Nr.69, S.2

Schon am 16. Januar zogen vereinzelt Bauernfahrzeuge aus dem Generalgouvernement und der früheren Provinz Posen durch Namslau. Diese Einzeltrecks verstärkten sich in den nächsten drei Tagen. Über das Kampfgeschehen herrschte zwischen dem 16. und 18. Januar bei allen verantwortlichen Stellen weitgehende Unklarheit. Am Morgen des 19. Januar wurde dann das Landratsamt verständigt, daß die russischen Truppen bis Wielun (70 km entfernt) vorgedrungen waren. Um der bedrohlichen Lage gerecht zu werden, wurden gegen 9.00 Uhr vom Landratsamt alle verfügbaren Lkw und Pkw auf 11.30 Uhr zum Abtransport der schwangeren Frauen und der Schwerkranken beordert. Dieser Anordnung folgten nur sehr wenige Fahrzeugbesitzer.

Eine erneute Aufforderung brachte dann gegen 15.30 Uhr eine größere Anzahl von Fahrzeugen zusammen, die unter der Leitung von Kreisbaumeister Sternitzke und Feuerwehrführer Jakob im Laufe des Nachmittags ca. 40 Personen nach Brieg und Ohlau transportierten.

Gegen 11.00 Uhr wurde aller verfügbare Treibstoff beschlagnahmt und zwischen Wehrmacht und zivilen Dienststellen aufgeteilt. Trotz der ständig wachsenden Bedrohung wurde die Bevölkerung gegen 13.30 Uhr von Kreisleiter Fischer durch Lautsprecher auf dem Ring zum Bleiben aufgefordert. Erst als drei russische Panzer gegen 15.00 Uhr im Raum Glausche-Hennersdorf auftauchten, wurde der Räumungsbefehl für die Bevölkerung aller Ortschaften des Kreises gegeben. Zwischen 16.00 Uhr und Mitternacht begannen die Trecks in Richtung Oder abzufahren. Teilweise handelten die Bürgermeister selbständig. Der zur Verfügung stehende Volkssturm besetzte den Stadtrand von Namslau, brauchte aber nicht in Abwehraktionen einzutreten.

Da sich der Räumungsplan der NSV als undurchführbar erwies, wurde durch zahlreiche Telefongespräche der Kreisverwaltung mit den Breslauer Dienststellen die Gestellung von 5 Eisenbahnzügen erreicht, um die städtische Bevölkerung von Namslau abzutransportieren. Der erste Zug traf gegen 20.30 Uhr, von Kattowitz kommend, auf dem Bahnhof Namslau ein. Es war ein schwerer Abschied von der Heimat, wobei nur ein Teil der Abfahrenden die ganze Schwere der Stunde übersah.

In jedem der überfüllten Züge konnten ca. 1500 Personen mit viel Handgepäck und vor allem Bettzeug Platz finden. Der letzte Zug mit Zivilbevölkerung verließ am 20. Januar gegen 7.45 Uhr den Namslauer Bahnhof. Die Züge wurden nach der Stadt Landeshut im Riesengebirge geleitet und trafen dort nach einer Fahrzeit von über 10 Stunden ein. Die Namslauer wurden auf die Stadt und den Kreis verteilt, z.T. wurden sie in Kirchen untergebracht. Das Reservelazarett "Krüppelheim" in Namslau mit 450 Insassen wurde im Laufe des 19. Januar nachmittags nach Bad Landeck verlegt.

Mit Beginn der Räumung wurden die leitenden Beamten der Kreisverwaltung, der Polizeikreisführer mit seinem Stab und der Kreisbauernführer im Landratsamt in der Telefonzentrale zusammengezogen. Im Laufe der Nacht wurde bekannt, daß in den Ortschaften Altstadt, Kaulwitz und Schmograu noch vereinzelt ganze Familien hilflos sitzen geblieben waren, vornehmlich infolge Krankheit von Familienangehörigen. Sie wurden von der Polizei mit Sonderfahrten aus den teilweise brennenden Ortschaften abgeholt und in den letzten Zug gebracht, der auf dem Bahnhof Namslau stand.

Inzwischen wurde ein Plan zum Abtransport der wertvollsten Lebensmittel und des Viehs aufgestellt. Mit Hilfe des Divisionsstabes aus Oels gelang es, die im Kreis lagernde Butter teilweise und auch größere Mengen Zucker abzutransportieren. Vom Vieh konnte nur die Herde in Seydlitzruh nach Richtung Ohlau abgetrieben werden. Das war bei 18 bis 20 Grad Kälte ein schwieriges Unternehmen; über das Schicksal der Herde ist nichts bekannt geworden. Am Abend machte sich schon bemerkbar, daß das angebundene Vieh in den Ställen der verlassenen Gehöfte nach Wartung verlangte.

Vom Russen war bekannt, daß er am 20. Januar abends vor Reichthal eingetroffen war und Konstadt O/S erreicht hatte. Die Telefonverbindungen nach Kreuzburg und Oels waren nachmittags schon unterbrochen; sie bestanden nur noch nach Breslau und Oppeln. Gegen 22.00 Uhr meldete der Kreispolizeiführer auf dem Kreishaus, daß die Russen bereits auf dem Ring seien. Mit zwei Angehörigen der Kreisverwaltung und zwei Soldaten aus dem Stabe des Kampfkommandanten, der im Braustübel seine Befehlsstelle aufgeschlagen hatte, pirschte sich der Landrat auf den menschenleeren Ring vor. Es erwies sich als notwendig, eine Ortsverteidigung in Böhmwitz mit Richtung Giesdorf und am Westausgang der Stadt gegen Obischau zu organisieren. Dazu wurden Teile der Ersatz- und Ausbildungsbataillone Schweidnitz und Glatz und das Volkssturmbataillon eingesetzt.

Die nächsten Stunden verliefen ruhig, bis am 21. Januar 1945 gegen 4.00 Uhr der Kreispolizeiführer erneut das Anrücken der Russen meldete. Der Volkssturm war nicht sicher, ob er sich gegen russische Panzer durchsetzen könnte. Die Truppe in Böhmwitz wurde verstärkt und hielt bis zum Morgengrauen aus. Neben dem Stadtpark gingen vier Geschütze in Stellung, um Angriffe der Russen von Norden her abzuwehren. Ohne Kampfhandlungen ging die Nacht zu Ende; von Norden war zeitweise Geschützdonner zu hören, und es sickerte die Nachricht durch, daß russische Panzer in Hennersdorf und Glausche am Sonnabend vormittag in die abrückenden Trecks gestoßen seien, wobei Verluste in der Zivilbevölkerung entstanden wären. Dabei wurden am Bahnhof Glausche auch zwei russische Panzer durch mutige Soldaten abgeschossen.

Der Sonntagmorgen begann mit der Abfahrt des letzten Eisenbahnzuges (gegen 7.00 Uhr) vom Bahnhof Namslau in Richtung Oppeln und mit dem Aufbrechen der Lebensmittelgeschäfte am Ring, 'um durchziehende Truppen zu versorgen. Die Werkküche der DAF wurde in Gang gebracht, um Verwundete zu speisen.

Der Kampfalarm aus Richtung Reichthal wurde stärker, die Verteidiger von Reichthal wurden zwischen 11.00 und 13.00 Uhr durch deutsche Tieffliegerangriffe unterstützt. Die Stadt Namslau und alle Dörfer waren fast menschenleer, nur einige alte Leute waren in den Ortschaften zurückgeblieben, weil sie die kommende Gefahr unterschätzten. Viele sind nach den Berichten aus den Jahren 1946 bis 1950 erschlagen worden.

Ein deutscher Panzerangriff, der von Richtung Glausche auf Reichthal schon früh gestartet werden sollte, verzögerte sich bis gegen 12.00 Uhr, weil der Treibstoff erst von Oels herangeschafft werden mußte. Er hatte nur den Erfolg, daß sich ein Teil der deutschen Besatzung aus Reichthal absetzen konnte. Diese erreichten gegen 15.00 Uhr die Stadt Namslau. Im Osten drang der Russe gegen 10.00 Uhr in Noldau ein. Der Volkssturm leistete Widerstand in Grambschütz, das gegen 14.00 Uhr in russischen Besitz geriet. Von dort aus erhielt die Kreisstadt zwischen 13.00 und 14.00 Uhr den ersten Beschuß mit weittragenden russischen Panzergeschützen. Die Einschläge lagen bei der Hohen Brücke und in der Gegend der Landwirtschaftsbedarfs-Gesellschaft, später am Kino und an der alt-luth. Kirche.

Das letzte Telefongespräch aus Namslau führte der Landrat mit der Regierung in Breslau. Von dort wurde ihm mitgeteilt, daß man in Breslau Sonntagsdienst habe und daß der Regierungspräsident unerreichbar sei. Der engste Stab der Kreisverwaltung, der in der Telefonzentrale bis gegen 13.00 Uhr gearbeitet hatte, verließ über den Stadtwald und Windisch-Marchwitz das Kreisgebiet. Der stellvertretende Bürgermeister von Namslau wurde von den Anstrengungen der letzten Tage völlig erschöpft im Rathaus aufgefunden. Nachdem er noch einmal durch das Rathaus gegangen war und mit dem Landrat Sicherungsmaßnahmen getroffen hatte, verließ er bei grimmiger Kälte gegen 15.00 Uhr allein auf dem Fahrrad die Stadt.

Der Artilleriebeschuß verstärkte sich zwischen 15.00 und 16.00 Uhr ständig. Die noch fahrbereiten deutschen Panzer durchstreiften die menschenleere Stadt bis nach Böhmwitz. Ein Telefongespräch des Kampfkommandanten und des Landrats mit der Divisionsbefehlsstelle ergab, daß die Russen von Groß-Wartenberg auf Bernstadt und

93 von Noldau auf Schwirz vorrückten. Damit blieb nur noch die Straße nach Ohlau frei. Die letzten Zivilisten und die Truppe erhielten den Befehl, sich auf Ohlau abzusetzen bzw. eine Beobachtungsstellung am Rande des Stadtwaldes zu beziehen. Gärtner St. erhielt den Befehl, die K.V.G. zu sprengen. Er führte den Auftrag gegen 19.00 Uhr durch. Da auch die Südausgänge der Stadt unter Granatfeuer lagen und die Truppe sich langsam kämpfend zurückzog, verließ der Landrat mit dem Fahrer Mühlbach und dem Sohn des Betriebsleiters Moritz von der K.V.G. gegen 17.00 Uhr die Stadt Namslau und eilte dann der Kreisbevölkerung nach, die sich auf dem Treck zwischen Ohlau und Landeshut befand.

Noch nördlich der Oder im Kreis Ohlau waren lange Trecks der Namslauer zu finden, die in der Nacht vom 21. zum 22. Januar beschleunigt über die Oderbrücken zogen. Der Volkssturm beobachtete dann am Montag, dem 22. Januar, zwischen 7.00 und 8.00 Uhr vormittags vom Stadtwald aus, wie sich die ersten Russen aus der Stadt vortasteten. Die letzten Angehörigen des Volkssturms verließen den Kreis in Richtung Ohlau und berichteten darüber wenige Tage später in Landeshut.

Damit endet der Abschnitt des Verlassens der engeren schlesischen Heimat durch die Namslauer Kreisbevölkerung

Die Vertreibung aus der Stadt und den Dörfern des Kreises Namslau

Bericht des Kreisoberinspektors Gustav Zolker aus Namslau i. Niederschles. Original, 27. November 1952

Vorgänge bei der Räumung

Evakuierung der Bevölkerung in den Kreis Landeshut und weiter in das westliche Sudetenland, die dortigen Verhältnisse nach der Kapitulation und Abtransport der Flüchtlinge nach Sachsen (*"Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-/Mitteleuropa", Band 1/1 "Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße" (S. 414 ff.), heraus gegeben vom Bundesministerium für Vertriebene*)

Im Herbst 1944 begannen die Grenzbefestigungsarbeiten des "Unternehmens Barthold". Zu diesen Arbeiten wurde die Bevölkerung in stärkstem Maße herangezogen. Die Front im Osten näherte sich in den letzten Monaten des Jahres 1944 immer mehr den schlesischen Grenzen. Über die daraus entstehende Gefahr wurde aber die Bevölkerung nicht informiert. Ja, die Kreisleitung der NSDAP verhinderte bewußt jede Information. Erst auf wiederholtes Drängen des stellvertretenden Landrats, Kreisdeputierten Frauenholz, wurde Mitte Januar 1945 eine Versammlung der Bürgermeister des Kreises und der politischen Leiter in das Hotel am Stadttor, Gasthaus Stojan, in Namslau einberufen. In dieser Versammlung wurde nach dem Hinweis des Kreisleiters Fischer, daß die militärische Lage nicht besorgniserregend sei, der Räumungsplan für den Ernstfall bekanntgegeben.

Akten und amtliche Unterlagen wurden aus Namslau nicht verlagert. Eine Ausnahme bildete die Kreis- und Stadtparkasse, die ihre Kontenblätter mit einem Pferdegespann am 19. Januar 1945 (Tag der befohlenen Räumung) fortbrachte. Diese Unterlagen blieben später in Luditz (Sudetenland) liegen.

Am 19. Januar 1945 um 15.00 Uhr sprach der Kreisleiter auf dem Ring der Stadt Namslau zu der durch die Flüchtlingstrecks aus den östlichen Kreisen Schlesiens und aus dem südlichen Wartheland sowie die zurückgehenden Wehrmachtsskolonnen beunruhigten Stadtbevölkerung. Er brachte zum Ausdruck, daß kein Grund zur Beunruhigung vorhanden wäre, da er Informationen von höheren Stellen erhalten habe, wonach sich die militärische Lage geklärt hätte. Es war aber eine Beruhigung der Bevölkerung nicht mehr möglich, da bereits in einer Entfernung von etwa 15 Kilometern von Namslau russische Panzerspitzen gesichtet worden waren. Zwei Stunden nach der Rede des Kreisleiters, etwa um 17.00 Uhr, wurde dann durch die Kreisleitung der NSDAP der vom Reichsverteidigungskommissar, Gauleiter Hanke, erteilte Räumungsbefehl bekanntgegeben.

Die Bevölkerung sollte von den Bauern aus den einzelnen Dörfern mitgenommen werden. Jedoch klappte es hierbei nicht, da die Frist zu kurz war. Die Stadtbevölkerung wartete vergeblich auf die Gespanne. Ein Teil der Bevölkerung wurde von den zurückgehenden Wehrmachtsfahrzeugen mitgenommen. Der Treck des Dorfes Glausche konnte, nachdem er zusammengestellt war, nicht abfahren, da inzwischen russische Panzer am Bahnhof Glausche (Strecke Namslau-Groß Wartenberg) eingetroffen waren und die Straße nach Namslau blockierten. Am Morgen des 20. Januar 1945 verschwanden die Panzer wieder, und die befohlene Räumung konnte durchgeführt werden. In dieser Nacht wurden viele Einwohner und russische, polnische und italienische Zivilarbeiter der Verteidigungsstellung Barthold durch Maschinengewehrfeuer getötet bzw. verwundet. Im Dorf Ordenstal wurde der Kommandeur des Volkssturmabteiles Landeshut/Schles. erschossen. Er hatte die russischen Panzer mit

deutschen verwechselt. Der Nachbarort Hennersdorf wurde von den um sich schießenden Panzern in schneller Fahrt durchheilt. Auch hier waren Tote und Verwundete zu beklagen.

Der Landrat des Kreises Namslau, Dr. Heinrich, war bei der Wehrmacht. Am 19. Januar 1945 traf er, von einem militärischen Lehrgang kommend, in Namslau ein. Es war ein Glück für die Stadtbevölkerung. Dr. Heinrich war auf eigene Verantwortung (nicht zur genehmigten behördlichen Dienstleistung) nach Namslau gefahren, um zu helfen, da die Nachrichten, die er erhalten hatte, zu den größten Befürchtungen Anlaß gaben. Durch sein Eintreten bei den höheren Dienststellen des Staates und der Reichsbahn wurden Züge zur Fortbeförderung der Bevölkerung gestellt. In kurzen Abständen verließen diese Züge die Stadt. Große Teile der Bevölkerung wurden dadurch aus Namslau und den nahegelegenen Dörfern fortgeschafft.

(Verfasser vermerkt hier noch, daß Landrat und stellv. Bürgermeister die Stadt erst verließen, als sie unter Beschuß lag.)

Der Auffangkreis für Namslau war Landeshut/Schles. Die Unterbringung konnte zufriedenstellend geregelt werden ...

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die Stadt und der Kreis Namslau fast vollkommen geräumt wurden. Nur eine geringe Anzahl der Bevölkerung war zurückgeblieben. Es handelt sich hier zum größten Teil um alte Leute, die ihre Heimat nicht verließen. Das kleine Lager der russischen Kriegsgefangenen war schon vor dem 19. Januar 1945 verlegt worden. Die Evakuierten aus dem Westen und auch die westlichen Kriegsgefangenen, fast ausschließlich Franzosen, verließen den Kreis zusammen mit der Bevölkerung.

Die Räumung des Kreises von Wirtschaftsgütern, die der Landrat versuchte, scheiterte, da Transportmittel nicht zu erreichen waren.

Etwa drei Wochen war die Bevölkerung in Landeshut, als die Räumung des Kreises Landeshut von Fremden angeordnet wurde. Die Bevölkerung des Kreises Namslau mußte sich nach dem Kreis Luditz/Sudetenland (in der Nähe von Karlsbad) begeben.

In Luditz machte die Unterbringung größte Schwierigkeiten, da auch andere Kreise zugewiesen waren. Die ankommenden Namslauer wurden in dem Flüchtlingslager in der Bürgerschule untergebracht und mußten dort wochenlang bleiben. Die Verpflegung und die sanitären Verhältnisse in diesem Lager waren unter aller Würde. Erst den wiederholten Vorstellungen des Leiters des Büros Namslau, Kreisoberinspektor König, und des Kreisbauernführers Seidel bei den zuständigen Stellen und dem Eintreten des Landrats von Luditz gelang die Unterbringung der Namslauer in Wohnungen.

Das Verhältnis mit der Bevölkerung in Stadt und Kreis Luditz war wirklich gut. Leider machte sich bald eine Verknappung der Lebensmittel bemerkbar, da der Nachschub ausblieb.

Nach der Kapitulation erschien ein Auto mit fünf amerikanischen Soldaten und einem Offizier. Diese blieben aber nur wenige Stunden in der Stadt und kamen täglich für kurze Zeit wieder. Einige Tage später erhielt Luditz eine russische Abteilung als Besatzung. Nun begannen die Leiden der Bevölkerung, wobei es keinen Unterschied zwischen Einheimischen und Flüchtlingen gab. Die russischen Soldaten gaben weder am Tage noch in der Nacht Ruhe. Junge Mädchen und Frauen durften sich nicht auf der Straße sehen lassen und hielten sich versteckt, da sie auch in ihrer Wohnung nicht sicher waren.

Inzwischen waren tschechische Gendarmen, Miliz und zivile Verwaltungsbeamte eingetroffen. Die Haussuchungen und Verhaftungen rissen jetzt nicht ab. Hierbei kamen aber die Flüchtlinge noch verhältnismäßig gut davon. Die Verhafteten wurden nach dem Verhör, meist mit einem großen Hakenkreuz auf dem Rücken, in die tschechische Schule in der Nähe des Landratsamtes (in dem ich seinerzeit arbeitete) gebracht. Die Einlieferung und Bewachung erfolgte durch die Miliz (in deutscher Afrikauniform). Die Behandlung in diesem Kerker war furchtbar, die Schreie waren bis an meinen Arbeitsplatz (etwa 50 Meter entfernt) zu hören. Auch bin ich wiederholt blaugeschlagenen Männern begegnet, die sich nur mit fremder Hilfe fortbewegen konnten 3).

Nach der Übernahme des Sudetenlandes durch die Tschechen wurden die Städte und Dörfer von den dort befindlichen Flüchtlingen geräumt. Die Vertriebenen machten sich, gestützt auf die Veröffentlichungen der Siegermächte, wonach die Verwaltungsgrenzen Deutschlands diejenigen des Jahres 1937 bleiben, auf den Weg in die Heimat. Ich schloß mich am 7. Juni 1945 einem Treck von etwa 300 Personen mit 16 Pferdegespannen an. Von der tschechischen Treckstelle war angeordnet worden, daß der Treck vor der Stadt auffahren sollte, um die Treckausweise zu erhalten. Als wir dort aufgefahren waren, wurden wir auf einem in der Nähe liegenden Platz zusammengetrieben und von der Miliz umstellt. Es durfte nur Handgepäck mitgenommen werden, das ein jeder tragen mußte. Der Truppführer der Miliz schoss mit der Pistole in die Luft, um sich Gehör zu verschaffen. Er gab bekannt, daß nur das mitgenommen werden darf, was jeder in der Hand tragen kann, alles andere hat zurückzubleiben. Es darf nur ein Gespann für kleine Kinder und kranke Personen mitgenommen werden. Nach Verhandlungen mit dem tschechischen Landrat wurden uns schließlich fünf Gespanne genehmigt. Nach fünfstündigem Warten setzte sich der Treck in Bewegung. Es ging auf die Reichsgrenze in Sachsen zu. Nach kurzer Wanderung wurde der Zug von russischen Soldaten überfallen und der letzte Teil, der etwas zurückgeblieben war, der wenigen Habe beraubt.

Einige Tage danach wurde der Treck von zwei tschechischen Gendarmen angehalten und zwei Gespanne zurückbehalten. Von diesen Beamten wurden außerdem Treckführer mehrere Personen durch Schläge mißhandelt, weil die vorgelegten Papiere von der Treckstelle in Luditz nicht mit dem Dienstsiegel versehen waren. Mitte Juni 1945 wurde die tschechisch-sächsische Grenze in der Nähe von Annaberg/Sachsen erreicht. Bei der tschechischen Grenzkontrolle wurde von der Miliz eine eingehende Durchsuchung aller Personen, auch der Kleinkinder, vorgenommen. Was den Kontrolleuren als nicht brauchbar erschien, wurde zerstreut, und so haben wir alle nur das, was wir auf dem Leibe trugen, übrigbehalten. Daß es hierbei nicht ohne Mißhandlungen abging, wäre noch zu erwähnen. Neben mir wurde der Kreiskraftwagenführer Mühlbach, in dessen Briefftasche einige Briefmarken mit dem Hitlerbild gefunden wurden, mit Fäusten bearbeitet.

Wir versuchten nun, so schnell es ging, durch Sachsen zu kommen, um Schlesien zu erreichen. Zu unserem Glück oder Unglück, wer kann dies ergründen, wurden wir in der Nähe von Bautzen nach dem Kreis Kamenz/Sachsen umgeleitet und weiteres Trecken verboten. Nach und nach wurden die Treckangehörigen vom Flüchtlingsamt Kamenz auf andere Gebiete der sowjetischen Besatzungszone verteilt. Es befinden sich heute nur wenige Namslauer an einer Stelle. Ein Teil erreichte nach vielen Irrfahrten den Westen Deutschlands.

Die Evakuierung der Kreisbevölkerung

Fundstelle: Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-/Mitteleuropa, Band 1/1, S.417

Bericht des ehemaligen Landrats im Kreise Namslau i. Niederschles., Dr. Heinrich, Original, 1. Oktober 1952, 7 Seiten. Teilabdruck

Verfasser schildert eingangs die Verteidigungsvorbereitungen im östlichen Grenzgebiet im Zusammenhang mit der Entwicklung der militärischen Lage, die die Dringlichkeit sofortiger Evakuierungsmaßnahmen vor Augen führt, und berichtet hierüber:

Durch Telefongespräche mit dem Oberpräsidium in Breslau und der dortigen Regierung erreichte ich es, daß in der Nacht vom 19. auf den 20. Januar 1945 fünf sehr lange Züge mit D-Zugwagen aus Oberschlesien auf der Eisenbahnlinie Beuthen-Kreuzburg-Namslau anrollten, wobei jeder Zug mit ca. 1500 Personen besetzt wurde, so daß insgesamt 7500 Personen aus der Kreisstadt abtransportiert wurden. Diese Züge erreichten nach jeweils 10 bis 12 Stunden Fahrtzeit den Aufnahmekreis Landeshut im Riesengebirge. Dort wurde die Bevölkerung notdürftig in Schulen, Kirchen und Privatquartieren untergebracht. Die Landbevölkerung des Kreises Namslau treckte durchweg auf den vorgeschriebenen Straßen über Brieg, Ohlau, Schweidnitz, Reichenbach, Waldenburg bei 15 bis 18 Grad Kälte und erreichte bei Tagesmärschen von 30 bis 35 Kilometern durchschnittlich nach vier bis sechs Tagen die vorgeschriebenen Ortschaften im Kreise Landeshut.

Der Evakuierungsbefehl für die ländliche Bevölkerung wurde von mir am 19. Januar 1945 gegen 14.00 Uhr ausgelöst, obwohl eine Stunde vorher der Kreisleiter sich gegen eine Räumung ausgesprochen hatte. Meine Kenntnis der allgemeinen militärischen Lage ließ es aber nicht zu, daß ich dieser Auffassung zustimmte, und ich habe auch keine Befehle irgendwelcher Art von Breslau abgewartet. Im Laufe des 19. Januar 1945, abends, habe ich vielmehr das Oberpräsidium, die Gauleitung und die Regierung davon in Kenntnis gesetzt, daß ich auf eigene Verantwortung hin diese Räumung durchgeführt habe; obwohl die Bevölkerung im Südteil des Kreises an den Ernst der Lage überhaupt nicht glaubte, gelang es doch, bis zum 20. Januar 1945 gegen 11.00 Uhr ca. 98 % der gesamten Kreisbevölkerung zum Abrücken zu veranlassen unter Mitnahme sämtlicher Kriegsgefangenen aller Nationalitäten. An Menschen blieben zurück fast nur alte Leute über 65 Jahre, das sind ca. 2 % der Bevölkerung gewesen, und ca. 10 bis 15 Personen, die in den Jahren 1919 und 1921 für Polen amtlich tätig gewesen und die auch jetzt glaubten, mit den Polen wieder ihre Geschäfte machen zu können ...

Der 20. Januar 1945 verlief relativ ruhig. Es strömten durch den Kreis in erster Linie Flüchtlinge aus dem Warthegau und den Kreisen Rosenberg und Kreuzburg. Alle Flüchtlinge wurden sofort in die Gebiete südlich der Oder abgeschoben. Auch die aus dem Westen vorhanden gewesenen Bomben-Evakuerten wurden mit Zügen möglichst weit nach Liegnitz und Görlitz abgeschoben. Der letzte zivile Eisenbahnzug verließ die Kreisstadt Namslau am 20. Januar 1945 vormittags gegen 11.00 Uhr. Es gelang im Laufe dieses Tages trotz 18 Grad Kälte, zwei Viehherden aus dem Südteil des Kreises in die Gebiete südlich der Oder abzuschieben, alles andere Vieh blieb natürlich in den Ställen stehen bis auf die Pferde, die als Vorspann von den Bauern mitgenommen wurden. An Wirtschaftsgütern konnten nach Breslau mit Hilfe der Wehrmacht einige hundert Zentner Zucker und 30 Zentner Butter abtransportiert werden. Alle sonstigen Vorräte mußten natürlich liegenbleiben. Akten, Urkunden und Kirchenbücher wurden in den seltensten Fällen mitgenommen ...

Anschließend schildert der Verfasser noch die Entwicklung der militärischen Lage und berichtet weiter:

Ich selbst fuhr im Lauf des 22. Januar 1945 über Jordansmühl-Schweidnitz-Reichenbach-Waldenburg nach Landeshut und errichtete am 23. Januar 1945 in Landeshut nach Rücksprache mit dem dortigen Landrat eine Zweigstelle der Kreissparkasse Namslau, um die Kreisbevölkerung mit den notwendigen Geldmitteln zu versorgen. Wenige Akten und Unterlagen der Kreisverwaltung gelangten bis nach Landeshut. Der Volkssturm sammelte sich ebenfalls in Landeshut und wurde später zum Teil zur Verteidigung nach Breslau befohlen, ein anderer Teil wurde im Frontabschnitt zwischen Grottkau und Schweidnitz eingesetzt. Die Ernährungslage gestaltete sich sehr schwierig, so daß sofort größere Kolonnen eingesetzt werden mußten, um Verpflegung aus den Flachlandkreisen Grottkau, Neisse und dem nördlichen Teil des Kreises Frankenstein herbeizuschaffen. Nach Regelung der dringenden Unterbringungsmaßnahmen in Landeshut begab ich mich am 26. Januar 1945 wieder zu meiner Truppe.

Die Kreisbevölkerung ist dann zwischen dem 3. und 6. Februar 1945 über Trautenau und durch den Sudetengau in den Kreis Luditz bei Karlsbad getreckt, wo die Masse der Kreisbevölkerung bis Ende Mai 1945 verblieb.

Die Russen besetzen den Kreis Namslau

Rektor Arthur Kalkbrenner hat einige Berichte von Dorfbewohnern aus dem Kreis Namslau gesammelt und zusammengestellt. Er berichtet:

1. Aufbruch der Landbevölkerung

Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.37, S.9, Nr.41, S.10, und Nr.69, S.5

Die Bevölkerung unserer Kreisstadt Namslau konnte die sich überstürzenden Nachrichten vom Durchbruch der Russen an der Weichsel und ihrem zügigen Vormarsch auf die deutschen Grenzlande nicht nur aus verschleierte Heeresberichten erahnen, sondern weit besser und unmittelbar von flüchtenden Truppenteilen erfahren. Demgegenüber waren unsere Dorfbewohner - insbesondere die Bauern abgelegener Dörfer - über die drohende Gefahr kaum unterrichtet.

Der Grenzlandbauer, fest mit der ererbten Scholle verbunden, an Gefahren gewöhnt und der Wehrmacht vertrauend, wollte es einfach nicht wahrhaben, daß der Russe vor den Toren Schlesiens stand und im Begriff war, in das Heimatland einzubrechen. Die trügerische Annahme, daß die sogenannte "Bartholdstellung" mit ihren Panzergräben, Maschinengewehr- und Geschützstellungen den zurückgehenden deutschen Truppen als Auffangstellung dienen werde, gab den eingesessenen Bauern ein Gefühl der Sicherheit und ließ den Gedanken an eine Räumung als absurd erscheinen. Bei einer solchen Denkkungsart der Mehrzahl unserer Bauern ist es begreiflich, daß kaum oder zumindest nicht ernstlich an Fluchtvorbereitungen gedacht wurde.

Am Freitag, dem 19. Januar 1945, am Nachmittag wurde der Räumungsbefehl ausgelöst. Die Benachrichtigung erging an die Ortsgruppenleiter der NSDAP. Diese wieder mußten die Bürgermeister, Ortsbauernführer und Zellenleiter von der angeordneten Räumung in Kenntnis setzen und mit ihnen die Organisation der Trecks und Abfahrtszeit besprechen. Zum Transportführer wurden die Ortsbauernführer bestimmt, während die Bürgermeister das

Eintreffen der zur Verteidigung vorgesehenen Wehrmacht abwarten sollten, um diese in die Ortslage einzuweisen und der Truppe mit Rat und Tat behilflich zu sein.

Aus den Marschanordnungen ist zu erwähnen, daß jede Person 15 kg Gepäck mitnehmen durfte. Die Hofbesitzer, die über Pferdegespanne verfügten, mußten die Familien mitnehmen, die nur über Kühe als Zugvieh verfügten oder selbst keine Fahrmöglichkeit hatten. Das Vieh sollte noch gefüttert und im Stall gelassen werden; später würde es die Wehrmacht abtransportieren. Es waren Pläne, am grünen Tisch ausgedacht.

Die sich überstürzenden Ereignisse an der militärischen Front, das Zaudern der Parteistellen im Augenblick höchster Gefahr hat manches, was vorgesehen war, über den Haufen geworfen. Letzten Endes waren unsere Bauern in diesen kritischen Stunden sich selbst überlassen. Ihrem gesunden Sinn für das Vordringliche, ihren eisernen Nerven, ihrer praktischen Erfahrung und Umsicht ist es zu verdanken, daß in der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit und trotz der Witterungsunbilden durch Kälte, Schnee und Glatteis unsere Dorfbevölkerung sich über die Oder hat retten können. Eine besondere Anerkennung gebührt den Treckführern und ihren Helfern, die oft mit Härte ihrer schweren Aufgabe gerecht werden mußten, weil Überzeugungskraft und gutes Zureden nichts nützten und ein Nachgeben das Wohl der Gesamtheit gefährdeten. Wo solche Widerstände gegen die Verantwortlichen für den Treck sich zeigten, war nicht Uneinsichtigkeit oder Widersätzlichkeit die Triebfeder solchen Handelns, sondern körperliche und seelische Überbeanspruchung bei mangelhafter Ernährung und Ruhe und nicht zuletzt Mitgefühl mit Mensch und Tier.

Besonders hart waren die Frauen und Mütter betroffen, denen die Sorge für Kinder, Alte, Kranke und Hilfsbedürftige oblag. Welch ungeheure Umsicht wurde von ihnen beim Aufbruch vom heimatlichen Herd und Hof verlangt! Was an körperlichen Anstrengungen auf dem Marsch auf schneeiger und eisglatter Straße! So manche Frau und Tochter mußte Gespannführerdienste übernehmen oder in gebirgiger Gegend den Holzknüppel zum Bremsen in die Speichen der Wagenräder stecken; eine gefährliche Angelegenheit, die auch Opfer forderte.

War dann spät abends oder in der Nacht ein Dorf als Rastort für wenige Stunden erreicht, begann das Auspacken, die Sorge für ein kümmerliches Abendbrot. Die Kinder verlangten nach einem Ruhe- und Schlafplatz, nach trockener Kleidung und warmen Strümpfen. Heiße Milch mit Honig mußte gegen den bellenden Husten gekocht oder ein Umschlag gegen Halsschmerzen gemacht werden. Aber wo war eine Feuerstelle, ein angeheizter Herd zu finden? Und schließlich mußte mancherlei geflickt und die Wäsche gewaschen werden.

Die Frauen und Mütter waren die letzten, die sich hinlegen konnten, und die ersten, die aufstanden; immer beansprucht, immer für die anderen sich einsetzend. Und vergessen wir nicht die jungen Mütter mit ihrem Leid, wenn sie am Weges- oder Waldesrand ihr Liebstes als Opfer des Krieges und der Vertreibung in die eiskalte Erde notdürftig einbetten mußten.

Es war ein Leidenszug, dieser Fluchtweg unserer Bauerntrecks, der für die heutige junge Generation unvorstellbar ist. Seine Darstellung darf in der Heimatgeschichte der deutschen Ostprovinzen niemals fehlen!

Es ist der 21. Januar 1945, ein Sonntag! Rauh und frostig graut der Morgen. Ausgestorben liegen die Dörfer im Sichtbereich der Bahnstrecke Namslau-Kreuzburg. Die Bewohner haben ihre Heimstätten verlassen, sind im Treck in das Innere des Vaterlandes in eine ungewisse Zukunft gezogen. Nur vereinzelt steigt noch leichter Rauch aus einem Schornstein der Dörfer Wallendorf, Erbenfeld und Bachwitz; ein Zeichen, daß dort noch Dorfbewohner

zurückgeblieben sind, vor allem alte und gebrechliche Leute, die sich den Strapazen der Flucht nicht mehrgewachsen fühlen, und solche, die der polnischen Sprache mächtig sind und glauben, die Russen seien auch Menschen und die ihnen nachgesagten Bestialitäten seien Phantasiegebilde Goebbelsscher Greuelpropaganda; es würde alles nicht so schlimm werden.

Viele Frauen und Kinder mußten zurückbleiben, obwohl brauchbare Gespanne ungenutzt im Stall standen, die für den Transport ausgereicht hätten. Aber es fehlte an Männern zum Aufladen und als Gespannführer, weil ein großer Teil der Männer noch in letzter Minute zum Volkssturm eingezogen und die hilfsbereiten gefangenen Franzosen geschlossen abtransportiert worden waren. Deshalb konnte auch die flehentliche Bitte des katholischen Pfarrers von Wallendorf um ein Transportfahrzeug wegen Fehlens eines Kutschers nicht erfüllt werden.

2. Bachwitz

Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.41, S.1

Von Wallendorf kommend, dem Heimatdorf Bachwitz zustrebend, tippelt der Bauer G. nach dem Kirchenbesuch - der katholische Pfarrer J. war dort geblieben - nach Hause. Er ist ein frommer Katholik, hat inbrünstig gebetet und den Herrgott und alle Heiligen um besonderen Schutz angefleht; denn die Zeiten sind schwer und der Russe wird bald anrücken.

Er ist nicht mit der Familie auf den Treck gegangen. Wie hätte er auch sein Besitztum mit dem neu gebauten, geräumigen Wohnhaus, den Stallungen und dem guten Viehbestand im Stich lassen können! Diese Meinung teilten auch zwei Nachbarn. Bauer G. glaubte, er sei ja schon ein alter Mann, verstehe und spreche "Wasserpolsch" und sei auch kein "Hitlersch"; was werde ihm der Russe da schon tun?!

Wie er so die Chaussee nach dem Bahnübergang dahinschreitet, sieht er in Richtung auf Konstadt zu eine Kolonne Fahrzeuge näherkommen. In der Meinung, es sei ein verspäteter Flüchtlingstreck, denkt er: "Na, ihr habt es aber gar nicht eilig! Wenn ihr nicht schnell macht, wird euch der Russe bald eingeholt haben!"

Immer wieder nach dem angenommenen Treck ausschauend, wird er plötzlich zweier aus dem Chausseegraben aufspringender Rotarmisten ansichtig, die ihn heranwinken. "Jesus, Maria und Josef, hilf! Das sind ja Russen, da sind sie ja schon", ruft er in seiner Überraschung. Er wird ausgefragt, insbesondere ob deutsche Soldaten in den Dörfern oder sonstwo in der Nähe wären. Er kann es mit gutem Gewissen verneinen, denn er hat keine gesehen. Die Russen schicken ihn nach hinten zum Gros. Hier wird er vom Truppenführer, einem Major, eingehend verhört. Die Kernfrage dreht sich wieder um das Vorhandensein deutscher Truppen. Nachdem man sich von der Harmlosigkeit seiner Person überzeugt hat, er außerdem auf das in Sichtweite liegende eigene Bauerngehöft mit dem weithin leuchtenden Wohnhaus hinweisen kann, wo das Vieh auf Fütterung warte, läßt man ihn laufen.

Während G. querfeldein auf die Häuser von Bachwitz im Laufschrift zueilte, begann auf einmal Gewehr- und MG-Feuer deutscher Soldaten. Sie gehörten zu einer Nachhut, die in Wartestellung am Dorfrand gelegen hatte. Feuer von vorn, Feuer von hinten, unser Bachwitzer Bauer dazwischen! Seine beiden Dorfnachbarn hatten vom Fenster aus, seine bedrängte Lage beobachtet und ihn, als er das Haus erreichte, schnell durch ein Fenster hereingezogen. Dann wurden Tür und Fenster verrammelt, und man wartete in berechtigter Aufregung auf die Ankunft suchender Russen.

Die Schießerei hörte auf, und bald waren die Russen da. Sie donnern an die Tür, Fensterscheiben splintern, russische Laute in wütendem Ton sind zu hören. Es hat keinen Sinn sich zu verbergen. Man zeigt sich, auf alles gefaßt, am zertrümmerten Fenster den wütend lauernden Russen, die im Begriff sind, einzusteigen und sich ihren Mut an den drei Bauern zu kühlen. Dem Dazwischentreten eines russischen Offiziers verdanken die drei Geängstigten ihr Leben. Die Männer werden eingehend verhört. Dann werden alle Räume des Hauses nach deutschen Soldaten und Schnaps durchsucht. Schließlich wird das ganze Dorf Haus für Haus durchkämmt. Dann nisten sich die Russen ein und tun sich gütlich an den reichen Vorräten an Lebensmitteln, vollen Weckgläsern und alkoholischen Getränken.

Für die Bluttaten, die sich inzwischen am Ende des Dorfes Bachwitz auf Erdmannsdorf zu ereigneten, gibt es keine Augenzeugen. Jedoch lassen die aufgefundenen Leichen von 6 Einwohnern des Ortes das Schlimmste erahnen.

Die überlebenden Bewohner des Ortes erhielten "Dokumente", mußten sich der Betreuung des Viehs widmen und den Russen Arbeitsdienste leisten. Der russische Major gab sich freundlich; es schien ihm in dem wohnlich eingerichteten und modernen Bauernhaus zu gefallen, zumal die Magenfrage bei den im Dorf noch vorhandenen Rindvieh- und Schweinebeständen überreichlich gelöst werden konnte. In den Nachbardörfern gab es genug Kartoffelbrennereien, die an die Monopolverwaltung noch nicht abgelieferte, also volle Bestände an Spiritus hatten, die den Rotarmisten eine willkommene Beute waren. Dem Alkohol ist ein Teil der Mord- und Gewalttaten jener Tage zuzuschreiben.

Die ersten Russen, die in Bachwitz eingedrungen waren, zogen weiter und wurden bei der Belagerung von Breslau eingesetzt. Der Major jedoch kam nochmals wieder. In offenen Gesprächen riet er den zurückgebliebenen Deutschen, lieber gleich das heimatliche Dorf zu verlassen, ehe es polnisch werde.

3. Erbenfelde

Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.41, S.12

In Erbenfeld erwarteten zurückgebliebene Bewohner mit dem Bürgermeister die Russen in einem Bunker in der Meinung, es würde zu Gefechten kommen. Von den Rotarmisten aufgestöbert, wurde der Bürgermeister F. zum Erschießen geführt. Seinem menschlichen Verhalten in der NS-Zeit gegenüber den Fremdarbeitern und ihrem Eintreten für ihn in letzter Minute, verdankt er sein Leben.

4. Wallendorf

Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.41, S.12

Wallendorf hat mehrere blutige Gewalttätigkeiten erdulden müssen. Zu den Morden zählt der Tod einer Ordensschwester, die mit einer Kopfwunde aufgefunden wurde. Sie hatte sich auf dem Boden versteckt, um sich Vergewaltigungen zu entziehen. Sie wurde auf den Hof gestürzt und fand den Tod.

5. Erdmannsdorf

Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr. 41, S. 12

Der Bürgermeister berichtet: "Wie wohl bekannt ist, sind in unserem Dorf ungefähr 90 Personen zurückgeblieben. Als ich das Samstag vormittags dem Kreisleiter der NSDAP in Namslau meldete, bekam ich den Auftrag: Bleiben Sie zurück und sorgen Sie dafür, daß das Dorf restlos geräumt wird! Ich versuchte noch einmal, die Leute zu bewegen, das Dorf zu verlassen. Es waren hauptsächlich Bauersfrauen mit Kindern, deren Männer in den letzten Tagen zum Volkssturm eingezogen worden waren. Sie standen da mit Pferden und Wagen, aber ohne Kutscher. Die polnischen Kutscher haben sich geweigert zu fahren. Die 20 Franzosen, die wir im Dorf hatten, waren bereits am Samstag früh abtransportiert worden. Schließlich waren aber doch einige von den Zurückgebliebenen bereit, am Sonntag früh um 8.00 Uhr zu fahren.

Leider kamen uns die Russen zuvor. Mir steckt heute noch der Schreck in den Gliedern, als am Sonntag, dem 21. Januar 1945, früh um 7.15 Uhr meine Frau vom Hof gerannt kam und ruft: Die Russen kommen! Die ersten Truppen, es waren Frontsoldaten, haben uns die Pferde weggenommen und vor ihre Wagen gespannt. Sonst haben sie uns nichts getan. Es waren Offiziere darunter, die auch Deutsch sprachen. Leider haben die Polen den Ortsbauernführer K. verpetzt. Er wurde im Laufe des Vormittags von den Russen erschossen. Ich selbst wurde von einem russischen Offizier aufgefordert, mich die ersten Tage zu verstecken und besoffenen Russen aus dem Wege zu gehen. Ich blieb mit meiner Familie vier Tage hinter der Scheune in einem Bunker, den uns die Franzosen gebaut haben.

Die nächsten Tage waren sehr schlimm. Die Russen sind über die Frauen hergezogen und haben 17 Personen - Männer, die ihre Frauen in Schutz genommen haben - erschossen. Schuld daran war auch der viele Spiritus in den Brennereien. Hätte man dieses Zeug in die Luft gesprengt, so wäre vielleicht manches Unheil erspart geblieben. Aber auch nachher waren die Frauen für die Russen Freiwild. Das änderte sich erst, als die russische Kommandantur eingerichtet wurde; dann hatte man etwas Schutz und Ruhe.

Wochenlang haben sich die Russen aus den vorhandenen Viehbeständen selbstverpflegt. Wir zurückgebliebenen Deutschen mußten das noch vorhandene Vieh füttern. Nach ca. drei Wochen wurde unser Vieh abgetrieben, angeblich nach der Ukraine. Es wurde immer wieder neues Vieh herangetrieben und in die Ställe eingestellt. Im Lauf des Frühjahres wurden wir auch zu Feldarbeiten herangezogen. Jede Familie wurde aufgefordert, für sich selbst Getreide und Kartoffeln anzubauen. Gespanne wurden von den Russen gestellt.

Was mir weh getan hat, das waren die Häuser, die die Russen angebrannt haben. Wochenlang konnte man abends den Feuerschein von unserer Kreisstadt Namslau, von Grambschütz, Noldau, Ober-Weiden und Konstadt sehen. Als Viehtreiber eingesetzt, sah ich auf meinem Weg bis nach Troppau überall zerstörte Dörfer und Brandruinen.

Im Gespräch mit einem russischen Offizier erfuhr ich, was es mit dem Anzünden der Bauerngehöfte auf sich hatte. Beim russischen Vormarsch war es Taktik der Fronttruppe, das erste und letzte Haus anzustecken. Es war das äußere Zeichen für nachfolgende Truppeneinheiten, daß der Ort feindfrei sei. Trunkenheit, Siegestaumel und Haß taten die weitere Brandarbeit."

6. Die Opfer

Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.41, S.13

Arthur Kalkbrenner hat seiner Zusammenfassung von mündlichen Berichten eine Liste von Namen derjenigen Opfer sowjetischer Verbrechen angefügt, die ihm von Gewährsleuten mitgeteilt worden sind. Sie ist sicher nicht vollständig. Aber sie soll in Gedenken an alle unsere Landsleute, die den schrecklichen Bluttaten damals zum Opfer gefallen sind, an dieser Stelle wiedergegeben werden:

Erbenfeld: Ciechos, Gertrud; Ciechos, Max; Fabian, Martha; Gregorz, Alois (10J.); Gregorz, Katarina (14 J.); Gregorz Helene (Mutter); Kolodziej, Anna; Kolodziej, Josef; Kroworsch, Franz; Misera, Helene; Misera, Johann; Pankalla, Maria; Pankalla (Kind); Pankalla, Rosalie; Riedel, Agnes; Riedel, Gertrud; Skala, Johannes.

Wallendorf: Ordensschwester Gottlieba.

Erdmannsdorf: Dielung, Johann; Drija, Johann; Drobek, Robert; Giesler, Wilhelm; Kliesch, Gottlieb; Neumann, Hermann.

Noldau: Aßmann, Alois; Aßmann (Ehefrau); Niewa, Johann (Eisenbahner); Schäpe (Gutsinspektor); Stojan (Eheleute).

Klein-Deutschen: Frenzel, Fräulein; Liebner, Gottlieb; Liebner, Frau; Rateij, Gottlieb; Rateij, Frau; Schur, Hermann, Ehefrau und 2 Kinder; Tomek, Gottlieb, Ehefrau und 2 Kinder.

Arthur Kalkbrenner bemerkt hierzu: Erschütternd an dieser Aufzählung ist, daß die Ehemänner, ja selbst Kinder hingemordet wurden, weil sie sich schützend vor die Ehefrau oder Mutter stellten. In einem Fall wurde ein fünfjähriges Kind geschont, weil es den Mordgesellen umklammerte und schrie: "Onkel, nicht totschießen!" Mit der Mutter und seinen zwei Geschwistern hatte man kein Erbarmen.

Der Fluchtweg

Landeshut im Riesengebirge, ein Zwischenaufenthalt

Von Arthur Kalkbrenner Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr. 39, S. 21

Dem Kreis Namslau war der Kreis Landeshut im Riesengebirge als vorläufiger Aufnahmekreis zugewiesen worden; ein landschaftlich sehr reizvoller Teil Schlesiens mit seinen Bergen, Tälern und Paßstraßen und bekannt durch seine berühmte Leinenindustrie. Der rege Fremdenverkehr bildete eine wesentliche Einnahmequelle für die Bevölkerung. In der warmen Jahreszeit war die Landschaft schön anzusehen, im Winterkleid aber bot sie - sonnenbeschienen - ein zauberhaftes Bild.

Die Namslauer kamen jedoch nicht als Touristen, sondern sie suchten Aufnahme als vom Kriegsschicksal besonders betroffene Flüchtlinge eines schlesischen Grenzkreises. Durch die Räumung der angestammten Heimatseelisch zermürbt, voller Sorge um auseinandergerissene Familien, abgehetzt durch die Strapazen in überfüllten Zügen, auf eiskalten

Bahnsteigen oder im Treck auf der Landstraße, erreichten sie den Aufnahmekreis bei hohem Schnee und bitterer Kälte.

Die Stadt Landeshut nahm sich der Flüchtlinge aufnahmebereit an, die Organisation klappte reibungslos. Mit der Ankunft unserer Leute schauten die Landeshuter erstmals in das erbarmungslose Gesicht der Kriegsfurie. Fragen über Fragen wurden an uns herangetragen, die zeigten, daß man auch hier anfang, sich über den Ausgang des Krieges und über das eigene Schicksal Gedanken zu machen. Da kehrte die freie und ungeschminkte Rede wieder bei uns ein, auch wenn Aufpasser immer wieder auftauchten. In einem Fall mußte ich einer Lehrerswitwe bei der Gestapo helfend beispringen, die sich mit einer Bettgenossin im Flüchtlingslager über deren Arbeit in der Munitionsfabrik unterhalten hatte und von einer Aufsichts dame als spionageverdächtig angezeigt wurde. Die Verdächtige war eine Volksdeutsche aus Rumänien; ihr Mann - Lehrer und ebenfalls Volksdeutscher - war kurz vorher in G. den russischen Panzern zum Opfer gefallen.

Täglich, ja stündlich vermehrte sich die Zahl der in der Stadt Landeshut eintreffenden Flüchtlinge, und damit begann auch die Unterbringung in Privatquartieren schwieriger zu werden. Dem Massenansturm suchte man durch Beschlagnahme von Gasthaussälen und ihre Herrichtung zu Flüchtlingslagern zu begegnen; natürlich wurden auch bestehende Barackenlager belegt. Es gab Nächte, wo größere ankommende Flüchtlingsgruppen nicht mehr unterzubringen waren. Das war doppelt schlimm bei der beißenden Nachtkälte. Ich selbst gehörte zu einem solchen Nachzüglertrupp. Die aus dem Schlaf geweckten, frierenden Kinder schrien; der Bahnhof eiskalt, die Fensterscheiben weiß gefroren; durch die geöffneten Außentüren zieht es, und man hört das Knirschen von Stiefeln im Schnee. Dazu eine abgedunkelte, düstere Beleuchtung in den Fluren. SA-Leute kommen, nehmen den Müttern und Schwachen das Gepäck ab und führen uns durch einsame, stark verschneite Straßen in eine Notunterkunft, eine gut geheizte Volksschule, die allerdings erst hergerichtet werden muß.

Alles packt an! Tische und Bänke raus, Haferstroh rein, und bald schlafen die ersten Kinder und Frauen. Mit warmherziger Fürsorglichkeit nimmt sich das Hausmeisterehepaar unser aller an und liest uns unsere kleinen Anliegen förmlich an den Augen ab. Als ich mir mit Landsmann A. - wir hatten mit dem Hausmeister bei einem "Klaren" noch lange gelabert - auch ein Ruheplätzchen suchen wollte, war auch das letzte Mauselloch belegt, so daß ich mir nur den Schlüssel vom Konferenzzimmer erbat und dort mit A., auf einem Stuhl sitzend, den Kopf auf der Tischplatte aufgelegt, den Rest der Nacht verbrachte. Ich hatte jedoch nicht mit der Unkollegialität meines Kollegen, des Rektors, gerechnet, der mir am Morgen eigenmächtiges Eindringen in einen Amtsraum vorhielt, zumal die Zensuren dort offen lägen. "Denken Sie an mich, wenn Sie Landeshut verlassen müssen!" gab ich ihm zu bedenken.

Der kommende Tag brachte mir die Zuweisung eines Quartiers beim Schlachthoftierarzt, d. h. in seiner großen Wohnung; er selbst war Soldat, nur die Gattin mit den kleinen Kindern war anwesend. Trotz liebenswürdiger Aufnahme war es keine Bleibe für mich. Der Schlachthof lag derart abgelegen und einsam, daß ich bei der Kriegslage - ich hatte Erfahrungen in Namslau gesammelt - lieber in die Stadt wollte, wo man das Geschehen an der Front besser erörtern konnte.

Wesentlich hat meinen Wohnungswechsel beeinflußt, daß mein Zimmerungeheizt war, so daß sich im Waschbecken eine Eiskruste bildete und ich selbst beim Schlafen den Pelz überdecken mußte. Nach meinem Übersiedeln in ein kaltes Dachstübchen in der Innenstadt

fand ich endlich durch Zufall eine schöne Unterkunft bei einem alten Goldschmiedemeisterehepaar, das mich in Erwartung meiner Frau und meiner Kinder mit fürsorglicher Herzlichkeit aufnahm. Wie kam ich zu diesem Glück?

Auf der Straße wurde ich von einem Kölner Evakuiertenehepaar aus der Pitschener Gegend angesprochen. Der Ehemann war schwerkriegsbeschädigt; sie, nach den Schrecken furchtbarer und vielfältiger Vergewaltigungen durch die bolschewistische Soldateska, schrecklich gezeichnet; bar jeder Wäsche standen sie frierend und suchend auf der Straße. Ihre Erlebnisse hier zu schildern gibt es kaum Worte. Kurz entschlossen führte ich sie ins nächstgelegene Textilkaufhaus. Sie zögerten zunächst, da sie kaum Geld noch Bezugscheine besaßen. Der Geschäftsinhaber hatte nach meinen Schilderungen volles Verständnis für die trostlose Lage dieser Flüchtlingsfrau. Er ließ sie durch seine Frau einkleiden, um sie neugierigen Blicken tuschelnder, junger Verkäuferinnen zu entziehen, und verabschiedete uns, ohne einen Pfennig Bezahlung zu nehmen mit den Worten: Wann sind wir dran?"

Ich brachte die beiden Kölner noch zum Gesundheitsamt, wo nach eingehender Untersuchung auch ein Erlebnisbericht zur Weitergabe an Parteistellen ausgefertigt wurde. Bei meinem Gang mit ihnen zur NSV erfuhr ich, daß sie am übernächsten Tag in ihre Heimat, in das zerstörte Köln, die beschwerliche Reise antreten wollten, ich also ihr Quartier übernehmen könnte. "Nicht einen Tag länger als unbedingt nötig zum Ausruhen bleibe ich hier, denn ich möchte dem Russen nicht noch einmal in die Hände fallen!" versicherte sie immer wieder. Nachzutragen wäre, daß ihr schwerverwundeter Gatte und ihre 7jährige Tochter einen geschlagenen und verstörten Eindruck machten; waren sie doch, in Schach gehalten, Zeugen der satanischen Scheußlichkeiten der Rotarmisten.

Täglich gehe ich mehrmals durch die Aufnahmelager, um Frau und Kinder aufzufinden, die mit der Wehrmacht vor mir Namslau verlassen hatten; jedoch ist es immer vergeblich. Viele wollten meine Familie noch in Brieg gesehen haben; manche glaubten, bestimmt berichten zu können, daß sie dort nicht mehr fortgekommen seien, da die NSV und Partei kopflos geworden seien und sich nur um die Brieger gekümmert hätten. Da, ein Hoffnungsschimmer! Ein Bauer eines durchziehenden Dorftrecks erkennt mich und winkt mich vom Bürgersteig heran. Er kramt in den Taschen seines schweren Pelzes und übergibt mir einen zerknüllten Zettel meiner Frau mit der Nachricht, daß sie in Schweidnitz sei und nach Fahrmöglichkeiten sich umtue. Am nächsten Tage - nachts im Aufnahmelager angekommen - schließe ich meine Familie in die Arme; außer Erfrierungen hatten die Kinder keinen Schaden davongetragen.

Aber es gab noch genug, die über das Schicksal ihrer Angehörigen in banger Ungewißheit waren. Die Freude aller war groß, wenn plötzlich im Straßenbild Gesuchte auftauchten; sie gaben gedrückten Menschen neue Hoffnung. Von Tag zu Tag wuchsen wir immer mehr zu einer großen Familie, zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammen, deren Glieder aufrichtigen Anteil nahmen an den Sorgen und Nöten des anderen. Landsleute fanden zueinander, die sich in der Heimatstadt kaum gesehen oder gekannt hatten. Das Straßenbild war gekennzeichnet durch einen Strom von Flüchtlingen. Gruppenbildungen unserer Leute auf Straßen und Plätzen, die die Erlebnisse der Flucht austauschten, das Neueste berichteten. Freuden- und Erstaunensrufe konnte man immer wieder hören, wenn sich Bekannte oder Verwandte unvermutet in die Hände liefen.

Doch aus mancher Begegnung sprach auch nachdenklicher Ernst, Kummer und Trostlosigkeit. Schluchzen, ein verhaltener Schritt und das Taschentuch in der Hand verrieten dem Vorübergehenden ein tiefes Leid oder eine sorgenvolle Nachricht.

In den Lebensmittelläden, insbesondere in Bäckereien und Milchgeschäften, stauten sich die Namslauer; denn wer in Privatquartieren untergebracht war, mußte sich selbst verpflegen. Im Rathaus war eine besondere Kartenausgabe für Flüchtlinge eingerichtet, die mit Damen der Kartenausgabestelle in Namslau besetzt war. War das eine Freude, in der Fremde von Namslauerinnen versorgt zu werden! Händeschütteln, frohe Gesichter, Fragen, Auskünfte über andere Behörden und Dienststellen und trotz allem eine flotte Abfertigung. Hier erfuhr man auch inoffiziell, wer schon in Landeshut eingetroffen war. Bei aller Korrektheit der Dienstauffassung war man in der Zuteilung der Lebensmittelkarten recht großzügig, so daß es nur zufriedene Gesichter gab. "Soviel hoab ich in Namslau ni' gekriegt wie hier", meinte eine Großmutter auf der Rathauptreppe. Es hatte sich auch bald herumgesprochen, wo man die frischesten Semmeln und die beste "Kriegswurst" bekam oder sonst gut einkaufte und zuvorkommend bedient wurde. Da, auf dem Wochenmarkt erscheint mit einem Fleisch- und Wurststand unser Fleischerobermeister Weiß und hat guten Zuspruch. "Man muß sich halt einrichten!" höre ich ihn noch sprechen.

Auch die Sparkasse gab uns die Möglichkeit, zu Geld in beschränkter Höhe zu kommen. Ebenso waren die Gehaltszahlungen für Beamte und Behördenangestellte gewährleistet durch die Landeshuter Kreiskasse. Kreisleitung, NSV und Namslauer Kreisverwaltung machten Dienststellen auf und stellten die Verbindung zu den Landeshuter Behörden und der Partei her, so daß eine fruchtbare Zusammenarbeit zu unser aller Wohl gewährleistet war. Hier hat unser letzter Landrat Dr. Heinrich durch Umsicht und Tatkraft Vorbildliches geleistet.

Ebenso hat unser letzter Kreismedizinalrat Dr. Ernst - bekannt schon in Namslau durch sein Organisationstalent - unverzüglich eine ärztliche Beratungsstube eingerichtet, wo Erkrankte sich Hilfe und Anweisungen holen konnten. Medikamente und Verbandszeug waren aus Namslau, insbesondere aus der Adler-Apotheke, auf die Flucht mitgenommen worden. Diese ärztliche Beratungsstelle wurde von Müttern mit an Erkältung leidenden Kindern stark besucht. Als Psychiater hat Dr. Ernst auch manchem durch seine ruhige und bestimmte Art wieder Mut gemacht und ihn ins seelische Gleichgewicht gebracht. Gab es doch auch Fälle, wo der Wille zum Leben nur noch an einem seidenen Faden hing. Wenn ich erwähnte, daß Lebensmittelkarteninhaber für ihre Verpflegung selbst aufkommen mußten, so richteten sich viele auf eigenes Kochen bei ihren Wirtsleuten ein, auch aus finanziellen Gründen. Andere aßen in der Volksküche, oder sie holten sich warmes Essen von dort; war doch für Jugendliche auch eine besondere kostenlose Essenausgabestelle vorhanden.

Viele unserer Namslauer aßen auch in Gasthäusern oder Hotels, und die Mittagstunde wurde gewöhnlich recht ausgedehnt, denn immer gab es etwas Neues zu erzählen oder für uns wichtige Dinge zu erörtern. Ein besonderer Anziehungspunkt war der Ratskeller im Rathaus. Er erinnerte an unser Braustübel. Und welch eine Überraschung! Die Bedienung aus dem Braustübel war hier tätig. Sie kannten sehr viele von uns und die besonderen Eigenarten, so daß man sehr schnell heimisch wurde.

Aber auch mit vielen Wirtsleuten bahnte sich ein fast familiärer Kontakt an, der viel dazu beitrug, das schreckliche Los in den Hintergrund zu drängen und die aufgeregten Nerven zu beruhigen. Da es abends immer recht kalt und in den Straßen einsam und finster war, wurden die nächstgelegenen Gasthäuser zum "Labern" aufgesucht. Bald gesellten sich auch Landeshuter Bürger zu uns. Gesprächsstoff war meistens die Kriegslage und das "Was wird aus uns?". Die seltsamsten Prophezeiungen wurden ausgesprochen, z. B. daß Schlesien wahrscheinlich zu Österreich kommen werde. Der Gedanke an eine Vertreibung aus der

Heimat wurde jedoch nie geäußert. Selbstverständlich gab es auch Optimisten, jedoch meistens Pessimisten. Aber immer klang die bange Frage: "Gehst du zurück, wenn der Russe dort ist?" An die Polen dachte damals noch kaum jemand.

In Gottesberg, nicht allzuweit von Landeshut, war der vielen Namslauern gut bekannte Albert Martinek als Braumeister tätig. Als er erfuhr, daß wir Namslauer in Landeshut waren, stellte er uns ein Faß Friedensbier in Aussicht. Das wurde mit Hallo begrüßt. Herr Karl Sydlik, damals Hilfsgendarm, trommelte uns zusammen. Er selbst holte mit einem einspännigen Pferdeschlitten das Faß bei starker Kälte nach Landeshut. Es war ein schöner Bierabend bei Namslauer "Herp". Allerdings lastete die drückende Ungewißheit zu sehr auf uns, als daß beim Freibier, wie bei solchen Gelegenheiten in Namslau, eine ausgelassene Stimmung aufgekommen wäre; es schmeckte eben "herb".

Bei der Durchgabe der Wehrmachts- und anderer Lageberichte wurde es mäuschenstill im Saal, denn unsere Lage war stark davon abhängig. Waren wir auch manchmal heiter in der Runde, die rauhe Wirklichkeit klopfte doch täglich bei uns an.

Da kamen immer neue Bauerntrecks durch. Man sah Menschen und Pferden an, daß sie Unmenschliches geleistet hatten. Die Männer bärtig, in schwere Pelze gehüllt, den Pudel oder die Mütze tief sitzend, mit Wollschals um den Hals, mit unförmigen Fausthandschuhen, so stapften sie durch den Schnee, ihre Gespanne lenkend. Vermummt die Frauen und Mädchen, oft in Stiefeln oder schweren Schuhen, einen Knüppel in der Hand oder Kinder führend, so trotteten sie müde und abgekämpft hinter oder neben den Gespannen her. Aus der Überdachung der Wagen schauten alte Frauen und geängstigte Kinderaugen hervor. An manchen Tagen folgte so Treck auf Treck. Die Pferde, rauhhaarig geworden und bereift, konnten kaum noch die ansteigenden Straßen bewältigen. Ich glaubte, aus ihren Augen die ganze Traurigkeit und das himmelschreiende Elend herauslesen zu können. Kein Schimpfen, kein Murren bei den Treckleuten! Sie hatten schon zu schweres hinter sich.

Sie bewegte nur der Wunsch, auszuruhen und ein einigermaßen menschenwürdiges Quartier und eine gedeckte Unterkunft für die Pferde zu finden. Aber der Weg in die Dörfer des Kreises war mitunter recht weit und über ansteigende Höhen zu erreichen, so daß die Unterkunft erst spät nachts erreicht werden konnte. Es gab Trecks, die es einfach nicht mehr schafften und in Landeshut zunächst liegenblieben. Da hier keine Unterbringungsmöglichkeiten beschafft werden konnten, war der letzte Ausweg die Belegung der Gnadenkirche. Landeshut war voll belegt, ebenso Schömberg, Grüssau und die Dörfer.

Wir lebten uns mehr oder weniger ein, und das Leben normalisierte sich den Umständen entsprechend. Man traf sich, man sah sich nebenbei die Stadt und die Umgebung an, man sah unsere Bauern in der Stadt, man war zufrieden und wiegte sich in einer gewissen Sicherheit.

Landeshut hatte auch verlagerte Kriegsindustrie. Dort arbeiteten junge Tschechen bei normalem Lohn und Zulageverpflegung. Sie aßen abends in größeren Trupps in den Lokalen. Trotz unserer Anwesenheit legten sie ein provozierendes Verhalten an den Tag. Sie tranken, sangen ungeniert tschechische Nationallieder, umarmten sich und nahmen nicht die geringste Rücksicht auf uns. Was sollten wir tun? Eine Lehre zogen wir: Es steht schlecht

um unsere Sache und unser Vaterland. Ihr Verhalten war der Ausdruck unverhohlener Siegesfreude. Unsere Tage in Landeshut schienen gezählt zu sein.

Es war um den 12. Februar, eines Sonntags gegen 19.00 Uhr. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die amtliche Kunde: Alle Flüchtlinge haben morgen, Montag, die Stadt zu verlassen. Nur Schwerkranke dürfen bleiben! Wie ein Ameisenhaufen waren wir aufgescheucht! Neue Ungewißheit, neuer Kummer! Was wird aus uns werden?

Sterbeliste von Landeshut

Nr.	Name	Vorname	geborene	Beruf	Alter	Sterbetag	Wohnung	zur Zeit	Begräbnis	Pastor
33	Schlaufweg	Martha		Rentnerin	69 Jahre	26.01.45	Namslau	Landeshut, Brauhausstr. 14	03.02.45	Sup. Wahn
40	Wzikowski (?)	Robert		Mälzer	56 Jahre	04.02.45	Namslau	Landeshut, Krankenhaus	07.02.45	Sup. Wahn
41	Mücke	Pauline	Grätz	Ehefrau	50 Jahre	31.01.45	Kreis Namslau	Landeshut, Oberzieder, Behelfskrankenhaus	09.02.45	Sup. Wahn
42	Janek	August		Sattlermeister	79 Jahre	04.02.45	Kreis Namslau	Landeshut, Altersheim Turnhalle	09.02.45	Sup. Wahn
52	Holoborsdke	Alexander		Kind	14 Tage	04.02.45	Namslau	Landeshut, Kreiskrankenhaus	10.02.45	P. Muther
55	Papst	Hans-Joachim		Kind	2 Monate	10.02.45	Namslau	Landeshut, Ziederstr. 11	12.02.45	P. Muther
56	Krücke	Anna		Rentnerin	69 Jahre	09.02.45	Namslau	Landeshut, Kreiskrankenhaus	13.02.45	P. Muther
58	Ackermann	Bertha		Rentnerin	60 Jahre	08.02.45	Namslau	Landeshut, Kreiskrankenhaus	13.02.45	P. Muther
68	Scupin	Elke		Kind	20 Tage	15.02.45	Kreis Namslau	Landeshut, Wallstr. 33	16.02.45	-
78	Jung	Sausanna	Sudeck	Flüchtling	77 Jahre	10.02.45	Kreis Namslau	Landeshut, Oberzieder, Behelfskrankenhaus	16.02.45	Sup. Wahn
87	Menzel	Gottlieb		Rentner	87 Jahre	16.02.45	Kreis Namslau	Landeshut, Oberzieder, Altersheim	20.02.45	P. Muther
98	Martin	Wilhelm		Landwirt	65 Jahre	18.02.45	Kreis Namslau	Landeshut, Kreiskrankenhaus	24.02.45	P. Muther
102	Friedrich	Edith		Kind	2 Jahre	25.02.45	Kreis Namslau	Landeshut, Breitenau 10	24.02.45	Sup. Wahn
107	Qualkulinski	Minna		ledig	93 Jahre	21.02.45	Namslau	Landeshut, städt. Altenheim	27.02.45	Sup. Wahn
111	Wallasch	Karl		Stellmacher	66 Jahre	24.02.45	Kreis Namslau	Altweißbach 27, Krs. Landeshut	28.02.45	P. Muther
121	Hucka	Henriette	Tau	Ehefrau	79 Jahre	28.02.45	Kreis Namslau	Landeshut, Oberzieder, Altersheim	02.03.45	Sup. Wahn

Der Treck von Grambschütz

Bericht von Lotte Koschny

Auszug aus einer Zusammenstellung von Hans-Dieter Koschny. Der vollständige Bericht ist abgedruckt im Simbacher Anzeiger vom 15. April 1985, Nr.8/85ff.

a) Einleitung

Meine Mutter war damals 36 Jahre alt. Sie stand mit ihren vier Kindern im Alter von zehn, acht, sechs und zweieinhalb Jahren allein. Mein Vater war Unterfeldmeister im Reichsarbeitsdienst und lag mit seiner Abteilung in einer Flakstellung in Beckern bei Breslau. Grambschütz war ein Dorf mit 600 Einwohnern. Hier hatte Graf Henckel von Donnersmarck sein Schloß und ein großes Gut. Die Wagen des Gutes stellten den größten Teil des Trecks. Da sich auf einem Teil der Strecke das Dorf Reichen angeschlossen hatte, zählte der Treck fast 1000 Personen, meist Frauen und Kinder. Dr. Grothe als Verwalter des Gutes übernahm die Leitung des Trecks. Ihm oblag die Planung der Fahrtroute, die Organisation der Quartiere und die Bereitstellung der Verpflegung. Seiner Umsicht und seinem Organisationstalent ist es zu danken, daß so viele Menschen im Landkreis Rottal-Inn ankamen. Seine rechte Hand war Johann Pocha, erster Kutscher auf dem Gut, der den Treck anführte. Und noch ein Name ist zu nennen, der eines damals fünfzehnjährigen Jungen: Karl Stannek. Er hatte ein Fahrrad mitgenommen und tat Dienst als Kurier. Was das damals in fremder Gegend, bei eisiger Kälte, auf verstopften Straßen, zwischen Tecks und Soldaten bedeutete, können wir heute kaum mehr ermessen.

Der Treck hatte eine feste Ordnung: Voran zog ein Ponygespann des Gutes. Ihm folgte die Kutsche. Nun schlossen sich die gummibereiften Wagen des Gutes an. Den Schluß bildeten die

eisenbereiften Wagen der Bauern. Johann Pocha hatte ein Reitpferd und war überall zur Stelle, wo er gebraucht wurde. Dr. Grothe fuhr dem Treck meist in einem Einspanner voraus, um die Organisation zu erledigen.

b) Fluchtbericht

Am 19. Januar 1945 um 11.00 Uhr klopfte es bei uns an die Tür. Herr Pocha vom Gut ließ uns sagen, in zwei Stunden müssen wir Grambschütz verlassen haben. Nun wurden die Kinder geweckt und warm angezogen. Bald kam Herr Pocha wieder und versprach, es käme ein Wagen vom Gut, der unser Gepäck auflädt. Wir warteten fast eine Stunde, aber es kam keiner. Jetzt gingen wir in den Gutshof. Dort waren schon alle Wagen beladen und bespannt. Für uns und unser Gepäck gab es keinen Platz. Ich fragte den Bürgermeister, der auch schon mit seinem fertigen Wagen im Hof stand. Etwas Gepäck wollte er uns mitnehmen, aber wir mußten es ihm schnell hinbringen. Eilig gingen wir nach Hause und fuhren mit dem Handwagen und einem Schlitten ein großes Paket Betten und den größten Koffer zu ihm hin. Es war kaum noch durchzukommen, denn viele Wagen aus Reichen standen schon auf der Straße.

Auf dem Rückweg fragten wir beim nächsten Bauern. Der hatte auch für uns keinen Platz mehr. Beim Bauern Flack hatten wir Glück. Dem konnten wir noch etwas aufladen. Jetzt ging es wieder nach Hause. Wagen und Schlitten wurden wieder beladen, die Decken mitgenommen, und Marianne (sechs Jahre) und Bärbel (zweieinhalb Jahre) mußten auch mit. Wir verschlossen unsere Wohnung, noch in der Hoffnung, daß wir bald zurückkommen. Bei Flack konnten wir das Gepäck aufladen, auch die beiden Jungen (zehn und acht Jahre) blieben auf dem Wagen. Mit Bärbel und Marianne ging ich weiter, um in der Dunkelheit einen Platz zu suchen. Dabei begegnete ich dem Ortsbauernführer. Den fragte ich, ob er nicht wüßte, wo die beiden Mädchen unterkommen könnten. "Wenn kein Platz ist, bleibt ihr eben hier", war die freundliche Antwort. Endlich konnte ich Bärbel, die erst zweieinhalb Jahre war, in einem geschlossenen Wagen unterbringen, Marianne in einem anderen. Um 1.00 Uhr nachts fuhren wir aus dem Dorf hinaus.

Nach unserem Marschbefehl mußten wir den Feldweg über Alt-Grambschütz nach Simmelwitz nehmen. In Groß-Marchwitz kamen wir dann auf die Straße, aber diese war spiegelglatt. Jetzt fing es an, Tag zu werden. Es gab eine kleine Ruhepause, damit auch die Nachzügler rankamen. Ich konnte nach den Kindern schauen und ihnen etwas zu essen bringen. Bald ging es weiter. Unser erstes Ziel war Prietzen. Dort kamen wir nachmittags gegen 3.00 Uhr an. Schwester Charlotte hatte uns in einem kleinen Gehöft ein Quartier gesucht. Die Dorfbewohner waren bereits geflohen. Das Vieh im Stall schrie vor Hunger. Ein paar Mädchen fütterten und molken die Kühe. Wir fütterten das Geflügel und den Hund an der Kette. In der Küche, die nicht sehr freundlich aussah, bereiteten wir uns von den mitgebrachten Lebensmitteln etwas zu essen. Mit der Milch kochten wir uns Kakao. Dann legten wir fünf uns in die drei Betten, die für uns bestimmt waren.

Sonntag, 21. Januar 1945: Früh um 7.00 Uhr mußte alles zum Weiterfahren fertig sein. Die kleinen Kinder durften auf den Wagen sitzen, die schulpflichtigen mußten laufen. Bärbel saß mit Frau Kopka auf dem Wagen von Flack. Heute sollte es über die Oder gehen. Wir kamen aber nur 8 km weit bis Steindorf. Die Straße war verstopft. Wir standen fünf Stunden vor einem Wald. Dann gab Dr. Grothe den Befehl, nach Steindorf, welches auch schon geräumt war, zu fahren und dort zu übernachten. Wir fanden in einer Zigarrenfabrik ein Zimmer mit fünf Betten. Auch ein Ofen stand drin.

Montag, 22. Januar 1945: Früh um halb sieben brachen wir in Richtung Breslau auf. Ich hoffte, wir kommen durch Beckern, denn hier lag mein Mann. Gegen mittag gelangten wir tatsächlich nach Beckern. Unser Wagen kam gerade beim Wegweiser zur RAD-Abteilung zum Stehen. Herr Flack sagte: "Suchen Sie nur gleich ihren Mann, so lange ist schon Zeit." Frau Sonnek und Schwester Charlotte begleiteten mich. Wir mußten lange suchen. Der Treck bewegte sich schon wieder. Ich fuhr, so schnell ich konnte, an ihm vorbei nach Markstätt. Markstätt war auch schon geräumt. Auf der Straße stand ein Arbeitsmann. Ich fuhr schnell zu ihm hin und fragte nach meinem Mann. Da schaute er sich um und sagte: "Da kommt er ja!" Ich lief zu ihm hin. Er wußte nicht, was er sagen sollte, als ich vor ihm stand. Er glaubte uns längst in Sicherheit. Wir fuhren zurück zu den Kindern. Mein ältester Sohn war krank. Er saß wie ein Häufchen Elend, in Decken gehüllt, auf Flacks Wagen. Bärbel weinte vor Kälte. Jetzt fuhren wir nochmals in die Bäckerei und bekamen dort drei Brote. So hatten wir für die nächsten Tage zu essen. Der Treck blieb für eine Stunde stehen. Wir konnten noch zusammensitzen. Dann mußten wir uns trennen, keiner wußte für wie lange. Wir erfuhren, daß wir auch in Breslau nicht über die Oderbrücke können. Wir müssen bei Großbrück über das Eis. Es war fast dunkel, als wir an die Furt kamen. Das Überfahren des Eises war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Wir stießen auf deutsche Soldaten, die einen Brückenkopf bildeten und das Eis schon zur Sprengung vorbereitet hatten. Die Kinder und alten Leute mußten von den Wagen runter und wurden von den Soldaten zwischen den Minen hindurchgeführt. Die Wagen wurden von vielen menschlichen Hilfskräften die Uferböschung hinuntergelassen, rollten dann zwischen den Minen über das Eis und wurden von vielen Pferdekraften das jenseitige Oderufer hinaufgezogen. Es war bereits völlig dunkel, als das schwierige Werk beendet war. Auf einer Straße, die auf beiden Seiten von hohen Pappeln gesäumt war, nahm der Treck wieder Aufstellung. Bald ging es weiter. Ein Teil des Trecks zog nach Rohrau, ein anderer nach Saulwitz, ein dritter auf ein Vorwerk von Kraftborn. Unsere Wagen fuhren nach Grebelwitz. Mariannes Wagen war mit Gesuks Wagen nach Rohrau gefahren. Ich konnte sie nicht mehr holen, die Nachbarn mußten sich um sie kümmern. Gegen 9.00 Uhr abends kamen wir in Grebelwitz an. Die Kinder waren fast zusammengefroren, wir konnten kaum noch laufen. Ich fand eine offene Haustür. In einer kleinen Küche saßen zwei Frauen und zwei Soldaten. Auf mein Bitten hin konnten wir in der Küche übernachten. Wir holten ein paar Betten vom Wagen, legten sie auf die Erde und schliefen darauf. Es war so eng, daß wir kaum nebeneinander liegen konnten. Bärbel hat in der Nacht oft geweint.

Mittwoch, 24. Januar 1945: Früh um 1/26 Uhr holte uns Frau Hofrichter aus den Betten. Sie sagte, die Wagen stehen schon auf der Straße, wir müssen weiter. Ganz schnell wurden die Sachen zusammengepackt. Am Nachmittag kamen wir in Petrigau an.

25. Januar 1945: Es ging weiter über Groß-Tinz, Jordansmühl, Zobten nach KleinBielau. Wir wurden in den Kreis Landeshut umgeleitet statt in den Kreis Reichenbach. So standen wir ohne Quartiere da. Zum Glück begegnete Dr. Grothe dem Schafmeister des Gutes, den er von früher her kannte. Dieser erklärte sich bereit, seine Schafherde im Freien übernachten zu lassen und den großen massiven Schafstall für uns frei zu machen. Die Pferde mußten vor den Wagen im Hof stehenbleiben. Mein Sohn bekam

eine Entzündung im Gesicht und mußte von Schwester Charlotte verbunden werden. Dabei wurden ihm seine dicken Handschuhe gestohlen.

27. Januar 1945: Es ging weiter über Schweidnitz nach Freiburg. In Schweidnitz hatten wir noch Gelegenheit, Brot und Wurst zu kaufen. Es dauerte fast zwei Stunden, bis wir durch Schweidnitz kamen. Abends konnten wir wegen eines gefährlichen Berges nicht weiterfahren. Wir bekamen eine gute Kartoffelsuppe mit Wursteinlage. Die Pferde mußten wieder am Wagen bleiben in dieser kalten Nacht, die Menschen mußten sich kümmern.

28. Januar 1945: Wie immer ging es früh um 7 Uhr weiter. Nach kurzer Zeit mußten wir einen gefährlichen Berg hinunterfahren. Mir wurde geraten, Marianne und Bärbel vom Wagen zu nehmen. Ich lieh mir einen Schlitten, verpackte die beiden gut in Decken und zog so neben dem Treck her. Gesuks Wagen, in dem Marianne gesessen hatte, verunglückte den Berg hinunter. Es war nicht schlimm, aber doch gut, daß sie nicht drin war. Gegen Mittag gelangten wir in das sehr langgezogene Gebirgsdorf Altreichenau. Wir fanden Quartier bei zwei sehr netten alten Leuten. Zur Feier des Tages konnten wir uns wieder einmal richtig waschen.

29. Januar 1945: Um 7 Uhr verließen wir Altreichenau. Wir zogen immer noch mit unserem kleinen Schlitten neben dem Treck her. In Grüssau erhielten wir eine unheizbare Dachkammer zugewiesen. Da es bei der Kälte nicht möglich war, daß die Kinder dort schliefen, schlugen wir unser Lager in der Küche auf Strohsäcken auf, die früh wieder weggeräumt wurden. Hier lebten wir zwölf Tage. Dann bekamen wir in einem Mehrfamilienhaus ein Schlafzimmer mit zwei Betten und einem Kinderbett. Die Küche mußten wir uns mit einer Familie aus Wilkau teilen. Jetzt hatten wir es nicht mehr so weit, wenn wir einkaufen gingen.

14. Februar 1945: Am Mittwoch früh brachten wir unser Gepäck zum Wagen. Als wir einspannen wollten, hatten wir keine richtige Ziehwaage und keine Steuerketten. Als wir endlich abfuhrten, war der Treck schon zwei Stunden voraus. (Anm.: Auf dem Wagen, einem kleinen Kastenwagen, war das Gepäck von einer alleinstehenden Frau, einem alten Vater mit seiner Tochter, unserer Familie mit fünf Personen und dem polnischen Fahrer mit seinem Sohn. Bei den Pferden handelte es sich um Panjepferdchen, wie wir damals sagten, eine kleine Rasse, die aus dem Osten zu uns kam. Sie fuhren später die Milch von Asenham nach Birnbach.) Zum Glück stand an der ersten Kreuzung Inspektor Storek, der uns den Weg zeigte, denn wir wußten nicht einmal, wo wir hinfahren sollten. - Unser Tagesziel war Parchnitz. Hier hatten wir unseren Treck eingeholt.

16. Februar 1945: Wir zogen über Trautenau nach Arnau an der Elbe. Die Straßen waren sehr bergig.

17. Februar 1945: Samstag früh ging es auf zum Teil sehr glatten Straßen und über Berge nach Neupacka. Wir wurden in der Hauptschule zusammengepfercht. Für die Pferde gab es gar kein Unterkommen. Da der Weg aus Neupacka hinaus über einen langen, steilen Berg führte und am Morgen Glätte zu erwarten war, wurden die Wagen am Abend noch über die Höhe hinaufgezogen, um dort, etwa drei Kilometer vom Ort entfernt, über Nacht stehenzubleiben.

18. Februar 1945: Heute ist Sonntag. Ohne einen Schluck Kaffee oder Tee mußten wir schon um 6 Uhr losgehen. Trotz des eisigen Windes mußte auch Bärbel die 3 km bis zu den Wagen laufen. Mit leerem Magen bis Jitschin, wo wir mittags ankamen. Hier fanden wir eine Wehrmachtsküche, die uns für die Kinder Kakao und etwas zu essen gab. Wir mußten weiter nach Welisch, wo wir in der Schule übernachteten. Abendessen gab es keines. Wir konnten uns aber Kaffee kochen. Waschen konnten wir uns im Hof an der Pumpe.

19. Februar 1945: Wir fuhren weiter nach Nieder-Basow. Hier bekamen wir Quartier in der Schule. In einem Raum von ca. 40 bis 45 qm lagen 89 Menschen, groß und klein, jung und alt. Es gab einige Doppelbetten, die anderen schliefen auf dem Fußboden. Durch Frau Gogol bekam ich ein Bett, leider mit Flöhen. Die plagten mich die ganze Nacht, so daß ich kaum zur Ruhe kam. Wir bekamen Brot und Marmelade, für die kleinen Kinder Milch und Brötchen.

20. Februar 1945: Bei schönem Wetterfahren wir am Dienstag nach Weißwasser, wo wir bei Dunkelheit anlangten. Gleich am Eingang des Ortes bekamen wir Essen. Dann ging es einen schrecklichen Berg hoch in das Quartier. Das Stroh, auf dem wir liegen mußten, konnte man schon nicht mehr Stroh nennen, außerdem hatten wir kaum Platz. Mich fanden die Flöhe gleich wieder.

21. Februar 1945: Es geht weiter, endlich aus dem Protektorat hinaus. Wir schliefen in Dauba, zusammengepfercht wie die Heringe. Wir kannten es ja fast nicht mehr anders.

22. Februar 1945: Wir kamen nach Ruschowan. Wir fanden bei einem kleinen Bauern ein Quartier. Zwar mußten wir wieder auf Stroh in der Küche liegen, aber es war wenigstens sauberes Stroh. Der Hausherr richtete die Schuhe meines Sohnes. Die Gemeinschaftsverpflegung bestand aus einem guten Abendessen. Am Morgen schenkte die Frau jedem von uns eine kleine Wurst und für unsere Pferdchen ein Bündel Heu.

23. Februar 1945: Heute führt uns unser Weg das Elbetal entlang nach Leitmeritz und über die Elbbrücke am linken Elbufer entlang nach Lobositz. Hier fanden wir bei einem Inspektor-Ehepaar i. R. ein sehr gutes Quartier. Wir konnten in Betten schlafen und bekamen ein gutes Essen, das wir richtig am Tisch und jeder von einem Teller einnehmen konnten. Unser Wagen stand gleich vor, der Tür, wir brauchten nicht weit zu laufen. Nur die Pferde hatten es wieder einmal schlecht. Sie mußten die Nacht über in einem offenen Schuppen stehen.

24. Februar 1945: Planmäßig um 7 Uhr geht es weiter. Das Wetter war sehr unfreundlich, Schneeschauer und rasender Sturm, dazu eine bergige Gegend und aufgeweichte Straßen. Wir mußten nach Weberscham. Dort kamen wir sehr spät an. Wir hatten mehr als 40 km zurückgelegt. Wir konnten uns Essen holen. Es war nicht viel, aber wir hatten uns ja schon an alles gewöhnt.

25. Februar 1945: Heut ist Sonntag. Es geht wie immer weiter. Wir sahen zahlreiche Hopfenfelder. Mir war nicht gut. Vor Rückenschmerzen kann ich mich fast nicht bewegen und saß mal etwas auf dem Wagen. Nur die Berge lief ich hinauf, doch auch das ging bald nicht mehr. Wir fuhren durch Saaz nach Welletitz. Ein Teil des Trecks blieb in Holletitz, andere in Tronitz. Wir fanden ein warmes Zimmer mit zwei Betten. Ein Sohn schlief in einem anderen Zimmer. Zum Abendessen gab es Wurstbrühe mit Semmeln, dann Schweinebraten mit Klößen und Kraut, dazu noch Bier. Wir schiefen gut und bekamen ein gutes Frühstück. Die Frau schenkte uns eine Schachtel Schuhcreme und eine Tasche Birnen für den Weg.

26. Februar 1945: Montag früh ging es weiter. Es war sehr windig. Viele Kinder begleiteten uns aus dem Dorf hinaus. Die Fahrt führte nach Podersam. Hier gab es kleinere Massenquartiere und ein gutes Abendessen.

27. Februar 1945: Früh fuhren wir über Rudik und Trahens zur Leitstelle Lubens. Wir mußten aber noch 18 km weiter bis Nebosedl. Vor Nebosedl war ein langer und steiler Berg. Die Pferde waren so erschöpft, daß sechs Pferde Flacks Wagen nicht hinaufziehen konnten. Mit noch drei Familien bekamen wir in einem kleinen Gasthof ein Quartier und schliefen in einem ungeheizten Zimmer auf Stroh. Da die Pferde vor Erschöpfung fast nicht weiterkonnten, blieben wir drei Tage hier. Frau Sonnek war mit Heiders in Modschiedl im Quartier. Sie blieben hier, als wir weiterfuhren.

3. März 1945: Am Samstag ging unsere Fahrt weiter. Leider hatte es noch einmal geschneit. Das Weiterkommen wurde dadurch erschwert. Ober Stidra gelangten wir nach Theusing. Wir waren zu zwei rührend netten alten Leuten gekommen. Als ich mit den Kindern ankam, holte der alte Herr gleich für jeden ein Paar Hausschuhe. Wir erhielten warmes Wasser zum Waschen und ein schönes Zimmer. Als wir Sonntag früh aufstanden, war für uns der Frühstückstisch gedeckt. Es gab Kuchen und heiße Milch. Nach einem festen Händedruck ging es am Sonntag früh wieder weiter.

4. März 1945: Der Sonntag war nicht schön, Schneesturm tobte, man konnte kaum vorwärtskommen. Wir sollten heute bis Kutenplan. Aber wegen des Wetters war es unmöglich. Wir übernachteten in Haberkладаu. Unser Wagen kam bei einem kleinen Bauern in die Scheune, die Pferde in den Stall, nur für uns war kein Platz. Nachdem sich die Leute erkundigt hatten, daß die Massenquartiere überfüllt waren, gaben sie uns in der Küche etwas Stroh, und wir konnten uns mit unseren nassen Decken darauflegen. Essen erhielten wir aus der Gemeinschaftsküche.

5. März 1945: Das Wetter wurde nicht besser, aber wir müssen ja weiter. Als Ziel steuerten wir Bruck und Gottschau an. Hier gab es die üblichen Massenquartiere und abends eine Suppe.

6. März 1945: Die Straßen sind spiegelglatt, dazu die schlecht beschlagenen Pferde und die Berge! Wir kamen nach Alt-Zedlisch im Kreis Tachau. Wir bekamen ein nettes Zimmer mit zwei Betten, ein Sohn schlief in der Küche. In der Nacht bekam mein ältester Sohn Ohrenschmerzen. Am nächsten Morgen war es besser. Der Weitemarsch wurde abgeblasen. Wir mußten in ein Gasthaus ins Massenquartier übersiedeln. Da der Saal überbelegt war, gingen wir freiwillig in die Schule. Hier waren wir nur mit Eichhorst, Schindler, Polka und Götz zusammen im Zimmer. Leider fing mein Sohn wieder an, über Ohrenschmerzen zu klagen. Wir gingen zum Arzt. Er verordnete Bettruhe, Umschläge und Wärme, in dieser Zeit für uns unmögliche Dinge. Über dem Elektrokocher wärmte er sein Ohr. Aber das half wenig. Jetzt wurde bekannt, daß wir weitertrecken sollten, weil Dr. Grothe mit dem Bürgermeister nicht ganz einig war. Die Abfahrt war auf Montag, den 19. März, festgesetzt. Da mein Sohn krank war, wäre ich gern in Alt-Zedlisch geblieben. Der "freundliche" Bürgermeister erlaubte es nicht. Wir wußten jetzt, es geht nach dem Kreis Pfarrkirchen, 220 km entfernt.

22. März 1945: Bei schönem Wetter fahren wir in Alt-Zedlisch ab. Mein kranker Sohn saß gut verpackt auf unserem Wagen. Wir fuhren 30 km. In Herrschau, 2 km vor Bischofsteinitz, bekommen wir in einer Schule Quartier.

23. März 1945: Heut geht es erst um 18 Uhr weiter bis Taus. Hier werden Wagen und Pferde in die Reithalle gestellt. Wir ziehen mit unserem Gepäck in die Stadt. Im Massenlager im Kino fanden wir keinen Platz und kamen in einen Raum gegenüber. Hier waren wir nur ungefähr 40 Personen. Da die Straßen verstopft waren, mußten wir den 24. März hier bleiben. Mein Sohn lag krank auf dem Stroh.

25. März 1945: Bei schönem Wetter verließen wir um halb sieben Taus. Nachmittags um fünf kamen wir in Tennried an. Heut waren wir nur sechs Wagen. Wir schliefen im Gasthaus auf Stroh.

26. März 1945: Früh um 7 Uhr ging es von Tennried, Kreis Kötzing, weiter. Leider hatte der Weg über Blaibach, Prankenbach nach Viechtach erhebliche Steigungen. So kamen wir erst bei

Dunkelheit an. Unser Lager war sehr schlecht. Bärbel fieberte die ganze Nacht. Es gab wieder einmal Kartoffelsuppe.

27. März 1945: Es geht bei schönem Wetter bis Ruhmannsfelden weiter, 16 km. Für Bärbel, die immer noch Fieber hat, bekomme ich ein Bett. Der Treck liegt mit Ohlauern zusammen in der Turnhalle. Mit meinem kranken Sohn gehe ich zum Arzt. Der macht ein bedenkliches Gesicht und schickt mich zur Ohrenärztin nach Deggendorf.

28. März 1945: Wir fahren bis Deggendorf. Bei der Ärztin waren wir durch unser Vorkommando bereits angemeldet. Nach der Untersuchung erklärt sie mir, ich solle den Jungen ins Krankenhaus bringen, sie werde ihn operieren. Das müsse bald geschehen, denn Ostern wolle sie verreisen. Dr. Grothe, Herr Gesuk und Herr Flack raten mir davon ab. Ich soll ihn nur weiter mitnehmen, es wird schon gehen. So ziehen wir weiter.

29. März 1945: Heut fährt der kranke Junge in der Kutsche. Dort ist er geschützter und sitzt besser als auf unserem Bretterwagen.

30. März 1945: Heute ist Karfreitag. Wir sollten bis Aidenbach weiterfahren, doch der Bürgermeister lehnte unsere Aufnahme ab. So machten wir in Eggldham Quartier. Wir schliefen im Kindergarten.

31. März 1945: Der letzte Tag unserer langen Fahrt. Es geht erst nach 9.00 Uhr weiter nach Birnbach. Hier werden wir von Dr. Grothe und Frau Schneider empfangen und erfahren, wohin wir kommen sollen. Es ist die Gemeinde Asenham. Mein Sohn muß wieder auf unseren Wagen, da die Kutsche nach Untertattenbach fährt. Hinter dem Bahnhof Birnbach werden wir vom Bürgermeister und dem Schmiedemeister aus Schwalbach empfangen und ins Quartier geschickt. Wir kommen zum Bauern Albert Huber nach Blaichenbach. Hier finden wir zunächst niemanden. Dann erscheint Frau Dr. Souchay, die den kranken Jungen gleich in ihr Bett steckt. (Anm.: Frau Dr. Souchay war evakuiert.) Nun führt uns Fanny, die Schwester des Bauern, in ein leeres Zimmer. Frau Dr. Souchay gibt uns ein Bett, ein Kinderbett und eine Pritsche von sich. Jetzt haben wir wieder ein Zimmer für uns.

1. April 1945: Ostern. Unser Umherzieherei hat doch noch ein Ende gefunden.

Der Dammersche Treck: Vom Stober bis zum Donautal

Auszug aus einem Bericht von Karl Schiller Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr. 73, S. 5 132

Ein ganzes Dorf zieht aus

Der deutsche Bauer unternimmt ungern weite Reisen. Seine Tätigkeit macht ihn im Kreislauf des Jahres unentbehrlich. Er verläßt daher niemals gern für längere Zeit seinen Hof. Hat der Sommer den vollen Einsatz aller Kräfte gefordert, so sind die Wintermonate die wohlverdiente Ruhepause, in der Mensch und Tier neue Kräfte sammeln. Kein Bauer spannt in dieser Zeit gern seine Pferde vor den Wagen, zumal da sie bei uns zu Hause in der Winterszeit oft keine Hufeisen tragen.

Das war im Kriegswinter 1945 anders. Mit Schrecken sahen wir bereits am 17. Januar 1945 die ersten Züge von Flüchtlingen aus den Kreisen Kreuzburg, Rosenberg und Pitschen. Wir sahen, wie die Bauern mit ihren Kastenwagen nach dem Westen zogen, ohne ein festes Ziel zu wissen. Frauen weinten, Kinder schrien, Männer schritten stillschweigend neben den Wagen. Der

Schneesturm peitschte Eiskristalle ins Gesicht. Langsam rollte Wagen um Wagen. Kilometerlang formierten sich die Züge der Flüchtenden. Man nannte sie „Trecks“. Der Führer eines solchen Zuges war der Treckführer. Am 19. Januar 1945 kam auch für uns der Befehl an die Ortsgruppenleiter zum sofortigen Aufbruch. Als Transportführer waren die Ortsbauernführer bestimmt, während die Bürgermeister der Dörfer so lange im Orte bleiben sollten, bis die Wehrmacht eingetroffen war.

Als Zeit des Aufbruchs war 1.00 Uhr nachts festgesetzt. Jede Person durfte nur 15 kg Gepäck mitnehmen. Diejenigen Besitzer, die über Pferdegespanne verfügten, mußten Familien ohne Fuhrwerk mitnehmen. Das Vieh sollte im Stall gelassen werden. Die Wehrmacht sollte es später abtransportieren.

Ortsbauernführer Sonnek rief die Bürger der Gemeinde Dammer im Kreis Namslau in Schlesien zusammen. Die vorhandenen Gespanne und Fahrzeuge wurden festgestellt und die mitzunehmenden Familien bestimmt. Diese Besprechung verlief aufgeregt und stürmisch. Einige Bauern wollten nicht mitziehen, sondern auf ihren Höfen bleiben. Ihnen wurde erklärt, daß sie das auf ihre eigene Verantwortung tun könnten.

Über all den vielen Fragen und der allgemeinen Aufregung hatte man vergessen, den Ortsteil Granitz rechtzeitig zu benachrichtigen. Am 19. Januar 1945, abends um halbzehn, klingelte dort ununterbrochen das Telefon. Gastwirt Karl Kasperek, der sich gerade zur Ruhe begeben wollte, nahm den Hörer zur Hand und wurde bleich und starr vor Schrecken. Erglaubte, nicht recht gehört zu haben, und fragt mit zitternder Stimme, weshalb, wieso, warum? Er erhält den kurzen Befehl: „Dem Ortsführer Schiller und dem Gemeinderat Mikosch wird folgender Auftrag erteilt: Das Dorf Granitz hat sofort zu räumen und sich der Gemeinde Dammer anzuschließen. Dammer zieht um 1.00 Uhr nachts in Richtung Schwirz - Eckersdorf - Saabe aus. Als erstes Nachtquartier ist Fürstenellgut, Kreis Ohlau, vorgesehen. Haben Sie verstanden?“ Damit war das Gespräch abgebrochen. Rückfragen bei Bürgermeister Nogaitzik und Ortsbauernführer Druffel, Freischlag, bestätigen den Befehl. Wir Granitzer erfuhren noch, daß als Endziel Langenbielau bestimmt war, daß die Reise mit Pferd und Wagen etwa sechs Tage dauern sollte und daß nur das Gepäck von 30 Pfund je Person sowie die kleinen Kinder gefahren werden sollten. Alle erwachsenen Personen mußten laufen. Futter für die Pferde sollte auf sechs Tage mitgenommen werden. Die Mannschaften des Volkssturms sollten ihre eigenen Wagen und Familien bis über die Oder bringen und dann wieder in ihr Heimatdorf zurückkehren, um mit der Wehrmacht gemeinsam den heimatlichen Boden zu verteidigen. Für eine schnellere Rückkehr sollten Fahrräder mitgenommen werden.

Als wir uns etwas von dem Schreck erholt hatten, übernahm Mikosch die Dorfstraße, ich die Schulstraße. Wir mußten die Leute aus dem Schlaf wecken. Die Bestürzung über eine solche Nachricht war herzergreifend. Viele brachen in Weinkrämpfe aus. Ratlos und zitternd liefen die Frauen und Mütter umher. Was sollten wir zuerst tun? Was sollten wir mitnehmen? Unsere Pferde waren unbeschlagen. Unsere Wagen standen im Schuppen, verstaut zwischen Maschinen und Geräten. Und dies alles bei 10 bis 12 Grad Kälte!

Währenddessen sah man in der Richtung über Kempen aus dem Dunkel der Nacht einen breiten, ruhig stehenden Feuerschein über dem Horizont. In Zeitabständen hörte man aus derselben Richtung ein dumpfes Rollen, als zöge ein grollendes Gewitter aus dem Norden herauf.

In Granitz wurde es lebendig. Auch im letzten Hause brannte Licht. Alles packte und richtete die Wagen her. Der Feuerschein im Norden und das dumpfe Grollen in der klaren, stillen Winternacht gaben hierbei einen gespenstischen, grauenhaften Hintergrund.

Alles wollte mit; keiner wollte zurückbleiben. Nur drei hochbetagte Mütterchen und ein Mann baten, im Ort bleiben zu dürfen. Da ihr Gesundheitszustand und ihr Alter die Flucht in eisiger Kälte nicht ratsam erscheinen ließen, gewährte man ihnen den Aufenthalt im Ort. Langsam schlich die sternenklare, kalte Winternacht dahin. Sie war die schwerste, seitdem das Dorf überhaupt bestand. Wohl waren im Laufe der Jahrhunderte Kriege über diese Gegend hinweggefegt, wohl war der Ort zeitweise mit Truppen und fremden Besatzungsmächten belegt worden, aber daß das ganze Dorf ausziehen mußte, und zwar innerhalb von drei Stunden, das hat seinesgleichen noch nicht gehabt. Viele Tränen sind im dunklen Schleier dieser Nacht vergossen worden. Denn das traute Heim, der eigene Herd, Geschirr und Gerätschaften, kleine und große Erinnerungsstücke waren unersetzbare Kostbarkeiten! Ein Leben lang hatte man dafür gearbeitet und gespart. Wehmütig betrachtet die Mutter mit der heiratsfähigen Tochter den Wäscheschrank. In langjähriger Arbeit war Stück für Stück zusammengetragen worden. Jahrelang waren für die prallen Federbetten in den Wintermonaten Gänsefedern geschlissen worden, um der Jungbäuerin eine gute Aussteuer mitzugeben. Dies alles mußte zurückbleiben. „Nur 30 Pfund“ klang es grausam in aller Ohren!

Nicht weniger erregt war der Bauer und verwünschte und verfluchte diesen Krieg. Waren doch jahrelang seine Söhne und Brüder an allen Fronten gewesen, bluteten und starben. Und jetzt sollte er auch noch den Hof verlassen? - Er dachte an seine Maschinen, an den Getreideboden, an alle sonstigen Vorräte, an seine Felder und Wiesen, vor allem aber an sein Vieh. Nichts war wertvoller als das Vieh, dessen Zukunft ungewiß war. Wer würde es füttern? Doch zum Grübeln war keine Zeit. Feuerschein und dumpfes Grollen aus dem Norden trieben zur Eile. Es hieß, schnell und entschlossen zu handeln. Es gab viele alleinstehende Frauen, deren Männer im Felde standen; ihnen mußte geholfen werden. Es war überhaupt eine böse Sache, so viele Frauen allein mit kleinen Kindern und die vielen greisenhaften Alten. Und dann dieser weite Weg bei Glatteis und Kälte. Da hatten die wenigen Männer, die noch ein wenig auf der Höhe waren, doppelt viel zu tun.

Es war keinesfalls möglich, um 1.00 Uhr nachts in Dammer den Anschluß an die dortige Kolonne zu erreichen. Deshalb wurde vereinbart, mit Freischlag zusammen morgens um 6.00 Uhr aufzubrechen. Granitz und Freischlag bildeten eine Ortsbauernschaft für sich. Ortsbauernführer war der Siedler Franz Druffel. Aus dem Dunkel dieser so überaus traurigen Nacht stieg ein trüber Wintermorgen. Das Thermometer zeigte zwar nur wenige Kältegrade, doch war der lebhafte Westwind ein unangenehmer Reisebegleiter. Pünktlich waren alle Wagen beladen und bespannt. Aus Freischlag kamen die ersten Gespanne und machten auf der Dorfstraße Halt. Bald darauf formierten sich die Granitzer zu einer Wagenkolonne. Kein Mensch vermag den seelischen Schmerz zu begreifen, der bei diesem gespenstischen Aufmarsch die Bauern erfaßte, die Hof und Vieh sich anschickten zu verlassen. Nur derjenige, der diese Nacht und diesen Tag, den 20. Januar, selbst miterlebt hat, der die fast bis zur Verzweiflung getriebenen Menschen gesehen hat, kann Zeugnis von diesem unmenschlichen Geschehen ablegen. Den Jüngsten von damals, den Kindern, wird sich der Verlauf dieser Stunden unauslöschlich in die Seele gebrannt haben. Und sie werden noch im Greisenalter von der Nacht und dem Tag des Aufbruchs aus dem Vaterhaus erzählen.

Damals erlebte jede Familie unserer Heimat eine Tragödie, die sie in allen schmerzlichen Einzelheiten bis zur Neige auszukosten hatte.

Die Tiere erhielten noch einmal Futter, so viel, daß sie für einige Zeit Vorrat hatten. Die Tröge wurden mit Wasser gefüllt. Ein letzter Blick noch auf die Tiere. Auf dem Hof knirschte der Schnee. Die Haustür blieb offen. Der Bauer nahm die Zügel, die Pferde zogen an. Noch einmal

blickte er auf den stattlichen Hof zurück. Dann verschwand der Väter Erbe hinter der Waldkulisse.

Auf der gefrorenen und vom Schnee verwehten Landstraße erreichte der Flüchtlingszug das Dorf Dammer. Hier fand er Anschluß an den aus Freischlag kommenden Zug. Gemeinsam ging die Fahrt über Schwirz-Eckersdorf-Hönigern-Saabe nach Fürstenellgut im Kreis Ohlau. Um 3.00 Uhr nachmittags kamen wir dort an und bezogen Quartier. Die Gemeinde Dammer war unter Führung von Herrn Sonnek schon einige Stunden früher eingetroffen. Wir vereinigten uns zu einem gemeinsamen Zug unter Führung von Herrn Sonnek. Wir bildeten von nun an den „Treck Dammer, Kreis Namslau“. Fürstenellgut war von seinen Bewohnern bereits verlassen. Wir bezogen Quartier in den leeren Wohnungen. In den Ställen stand das Vieh vollzählig. Wir fütterten und tränkten es. Die Kühe wurden von unseren Frauen gemolken. In den Abendstunden brachten wir das Geflügel in die Ställe, so, als wären wir daheim auf unserem Hof. Was dort wohl in diesem Augenblick geschah?

Für 3.00 Uhr nachts war der Weitermarsch befohlen. Er sollte bis Ohlau-Baumgarten gehen. Vor dem Aufbruch wurde nochmals das Vieh gefüttert, die Kühe wurden gemolken und alles nochmals versehen, wie wir es zu Hause getan hatten. Der zweite Reisetag führte den „Treck Dammer“ bei 15 Grad Kälte, Glatteis und Schneeverwehungen über die Oder und dann bis Peiskersdorf, einige Kilometer vor Ohlau. Wir hätten unser Tagesziel Baumgarten in den frühen Nachmittagsstunden erreichen können, wenn nicht plötzlich eine Stockung eingetreten wäre. Jetzt sahen wir, wie von allen Seiten die Trecks der Oderbrücke zuströmten. Hunderte, vielleicht Tausende von Wagen stauten sich an der Oderbrücke. Der Zug, der durch Ohlau hindurch wollte, war über 8 km lang. Stundenlang standen wir. Dann ging es nur schrittweise weiter. Als der Abend dämmerte, fuhren wir über die Oderbrücke bei Ohlau.

Kurz zuvor hatte uns die Nachricht erreicht, daß die Russen in Glausche eingebrochen seien. Ein Kraftwagen mit Offizieren hatte im Stau Halt machen müssen. Die Offiziere stiegen aus und erzählten uns, was im Kreis Namslau geschehen war: Mißhandlungen der in Glausche angetroffenen deutschen Bevölkerung. Im Vorgelände der Stadt Ohlau sahen wir, wie Soldaten und Zivilbevölkerung eiligst mit dem Ausheben von Schützengräben und Befestigungsanlagen beschäftigt waren. Mit Spitzhacke und Spaten konnten sie nur mit großer Mühe in den gefrorenen Boden eindringen. Etwas weiter wurden leichte und schwere Geschütze in Stellung gebracht. An der Brücke über die Oder waren Pioniere beschäftigt, um ganze Kisten mit Sprengstoff anzubringen. Sie riefen uns zu: „Macht, daß ihr durchkommt, morgen ist es zu spät!“ - Die Oder trug eine geschlossene Eisdecke, die in gewissen Abständen gesprengt wurde. Aus der Ferne hörte man Detonationen und war geneigt zu glauben, daß der Geschützdonner der Front näher rücke.

Das Dunkel der hereinbrechenden Nacht senkte sich über die Stadt Ohlau, als wir in einer ihrer Straßen zum Halten gezwungen wurden. Alle Straßen der Stadt waren so mit Fahrzeugen und Menschen vollgestopft, daß es unmöglich schien, weiterzukommen. Zwei Reihen Fahrzeuge standen dicht gedrängt nebeneinander. Andere Gespanne wollten überholen. Zwischendurch kamen Fahrzeuge der Wehrmacht. Die Menschen froren, es gab Schreie, Fluchen und Schimpfen. Langsam, Schritt für Schritt schoben sich die Wagen vorwärts. Die Straßen waren ohne Beleuchtung, die Fahrzeuge ohne Licht. Trotzdem ereignete sich in dem wüsten Gedränge in der Dunkelheit kein Unglück bei uns.

Zu später Abendstunde, bei eisiger Kälte und undurchdringlicher Dunkelheit kam der Treck in Baumgarten an. Hier war für nichts vorgesorgt. Kein Bürgermeister, kein Ortsgruppenleiter, kein anderer Helfer war zu sehen. Viele andere Trecks hatten hier bereits Quartier bezogen. So

war jeder Gespannführer gezwungen, für seine Angehörigen und seine Pferde selbst zu sorgen, wenn er bei der eisigen Kälte nicht im Freien übernachten wollte. Das war keine leichte Aufgabe, denn Tausende von Menschen und Hunderte von Pferden suchten noch einen warmen Platz. Vielfach lagen 30 bis 40 Personen in einer einzigen Stube. Nur wenige fanden einen Platz zum Schlafen.

Rittmeister von Heidebrand u. d. Lasa, Rittergutsbesitzer zu Dammer, hatte während der Nacht mit Offizieren der Garnison Ohlau Fühlung aufgenommen und erfahren, daß die Russen bereits über Karlsmarkt auf Brieg vorgestoßen seien und dort die Oder überschritten hätten. Die Panzerspitzen bewegten sich auf der linken Oderseite. Daher war Eile geboten, Ohlau möglichst schnell zu verlassen. Die Oder war ursprünglich als besondere Sicherungslinie vorgesehen. Bei unserem Ausmarsch aus Granitz hatte es doch geheißt: „Nur bis über die Oder.“ Jetzt wurde jedem von uns klar, daß weder das „Barthold“-Stellungssystem noch der Oderstrom die russische Dampfwalze halten konnten.

In meiner Unterkunft, in der ich mit 25 Flüchtlingen übernachtete, saß ich auf einem Strohgebund, mit dem Rücken an den Körper eines anderen Flüchtlings gelehnt, und war eingeduselt. Plötzlich wurden draußen im knirschenden Schnee Schritte hörbar. Ich hörte meinen Namen rufen und war sofort zur Stelle. Es war Rittmeister von Heidebrand, der nach dem, was er erfahren hatte, zum sofortigen Aufbruch drängte. Ich mahnte, nichts zu überstürzen und das Tageslicht abzuwarten. Schließlich einigten wir uns, um 6.00 Uhr früh aufzubrechen.

Der Treck Dammer bestand aus 94 Gespannen mit über 1000 Menschen. Da manche Gespanne zwei zusammengekoppelte Wagen zogen, war der Zug mehrere Kilometer lang.

Die Polizei regelte den Abzug der einzelnen Trecks, denn es war ein wüstes Durcheinander. Jede Gemeinde wollte zuerst fahren. Die Kolonnen versuchten, einander zu überholen, und verstopften die Straßen, so daß es weder hin noch herging. So standen wir nun auf der Dorfstraße des ungastlichen Baumgarten und warteten Stunde um Stunde auf unser Vorfahrtsrecht. Endlich gegen Mittag konnte der Treck abfahren. An einem Straßenkreuz ließ die Polizei einen Teil der Wagen die vorgesehene Strecke fahren, während der größte Teil über den Kreis Breslau umgeleitet wurde. So wurde der Treck erstmals zerrissen und kam nie wieder zusammen.

Wir fuhren den ganzen Tag hindurch. Der Abend senkte sich über das Land. Bald brach die kalte Winternacht herein. Am Eingang des Dorfes, das unser heutiges Endziel sein sollte, erwartete uns der vorausgeschickte Quartiermacher und brachte die Nachricht, daß das Dorf bereits stark belegt war. Als nächstes Quartier wurde ein Ort angegeben, der noch 10 km weiter entfernt lag. Also mußten wir weiterziehen. So waren wir an diesem Tag mehr als 30 km in Schnee und Kälte gezogen. In den späten Abendstunden kam der Treck in Bismarckzelt, Kreis Breslau, an. Wiederum waren keine Unterkünfte bereit. Jeder Gespannführer mußte selbst dafür sorgen, daß er ein schützendes Dach fand. Das war ein Suchen in der Dunkelheit der Nacht, um einen Stall für die Tiere und eine bescheidene Lagerstätte im Warmen zu finden. Die meisten Zugtiere mußten in Scheunen und kalten Schuppen übernachten. Frauen und Kinder gingen bittend von Haus zu Haus, um einen Platz zum Übernachten zu finden. So manche Bäuerin sagte sofort zu, aber es gab auch andere, die sich nur mit Widerwillen bereit fanden, Flüchtlinge aufzunehmen. Die Frauen brachten das gefrorene Brot vom Wagen und kochten einen warmen Kaffee oder Tee, während das Brot am Ofen auftaute. Eine gute Bauersfrau kochte uns einen Topf Kartoffeln und eine Mehlsuppe. Das wurde besonders dankbar entgegengenommen, denn wir hatten den ganzen kalten Tag über keine warme Mahlzeit gehabt, sondern nur gefrorenes Brot. Auf dem in der Küche durch den Bauern ausgebreiteten Stroh schliefen die Männer,

Frauen und Kinder, übermüdet vom langen Tagesmarsch, bald ein, nur halb entkleidet, denn auf der Diele war es trotz Stroh und Decken in dieser Nacht sehr kalt.

Der folgende Tag führte den Treck um 8.00 Uhr morgens wieder auf die Landstraße. Es ging über Silling-Schlessing-Wangern nach Pudigau, Kreis Strehlen. Wir fuhren bis in die Nacht um 2.00 Uhr hinein. Dann wiederholte sich die gleiche Quartierfrage wie am Vortage. Alles war bereits belegt. Wir mußten nochmals 8 km weiterfahren. Auch dort war alles voll, und so hieß es immer weiterfahren, bis wir ein Dorf fanden, das den Treck aufnahm.

Dies war eine besonders kalte Nacht. Das Thermometer zeigte 15 Grad unter Null. Eine geschlossene Schneedecke lag über den Fluren. Auf der Straße waren Schneeverwehungen und stumpfes Glatteis. Der Schnee knirschte unter den Füßen. Die Wagenräder sangen ein sonderbares Lied. Viele Hunderte von ihnen drehten sich über den gefrorenen Boden und ließen durch ihr Singen kilometerweit das Herannahen des gespenstischen Zuges durch die Nacht hören.

Der Zobten wurde sichtbar, verschwand im blauen Dunst und tauchte wieder auf. Wir fuhren um ihn herum. Der eisige Wind trieb eine Dunstsicht vom Berge herab, die sich als Reif auf Gespanne, Wagen und Menschen absetzte. Bäume und Sträucher trugen Reif in ihren Zweigen. Die Menschen klapperten mit ihren gefrorenen Schuhen über die Straße. In vielen Dörfern standen Frauen und Mädchen am Straßenrand, um den frierenden Flüchtlingen warme Getränke zu reichen. Manchmal bot man uns auch eine warme Kartoffelsuppe an. Schwer war das Los der Mütter und kleinen Kinder, hauptsächlich der Säuglinge. Im Kinderwagen zwar wohl geborgen, konnten sie jedoch während des Marsches den ganzen Tag hindurch nicht trockengelegt werden. Dies konnte erst im nächsten Quartier gemacht werden. Doch war auch am fremden Herd vielfach nicht die gebührende Wärme zu bekommen und die Windeln zu reinigen. So sind viele dieser kleinen Erdenbürger der Kälte und den unzulänglichen Unterkünften zum Opfer gefallen.

Am 24. Januar 1945 war der Treck Dammer auf dem Weg von Pudigau, Kreis Strehlen, nach Nimptsch. Das Gelände stieg allmählich an. Steile, sehr lang ansteigende Straßen waren zu bewältigen. Die Pferde gaben oft ihre letzten Kräfte her. Für solche Anstrengungen erhielten die Tiere ein unzureichendes Futter. Wohl wurde in aller Morgenfrühe ausreichend gefüttert. Aber den ganzen Tag über konnte es keine Futterpause geben.

Immer wieder waren die Straßen verstopft. Es ging mitunter nur schrittweise vorwärts. ~ n Steigungen blieben Gespanne liegen und hielten den Zug auf. Andere Trecks kamen aus Seitenstraßen, drängten sich zwischen unseren Zug, durchschnitten oder überholten ihn. Dieses Durcheinander ließ uns nicht die Möglichkeit, mal eine Pause zum Füttern der Pferde zu machen. Jeder wollte zuerst vor Einbruch der Dunkelheit am Ziel sein.

Aber auch am Ziel winkten den Zugtieren nur kalte Unterkünfte, wo sie nicht einmal völlig windgeschützt waren. Sie mußten aus Raumgründen so eng stehen, daß sie sich nicht einmal legen konnten. Die anstrengenden Tagesmärsche brachten die Pferde in starken Schweiß. Durchgeschwitzt kamen sie dann in den windigen Schuppen. Das alles zehrte sehr an den Kräften der Tiere. Erkältungskrankheiten, vor allem die Druse, traten auf. Es war bald nicht ein einziges Pferd mehr, das diese Krankheit nicht gehabt hatte. Starkes Husten, Nasenschleimabsonderungen und Erstickungserscheinungen waren die äußeren Zeichen dieser bösen Krankheit. Bald wurde die Futteraufnahme verweigert. Die Tiere magerten ab. Bei vielen Pferden nahm die Entkräftung so zu, daß sie unterwegs zusammenbrachen. Nicht wenige von ihnen verendeten im Straßengraben.

Immer dichter füllten sich die Straßen, je näher unser Treck in den Bereich einer Stadt kam. Mit Handwagen, Rodelschlitten, notdürftig zusammengeschlagenen Schleppen, mit Fahrrad und Kinderwagen oder zu Fuß, hoch bepackt mit Paketen und Koffern, Kisten, Rucksäcken, drängten sich die Flüchtlinge aus der Stadt zwischen den Trecks hindurch. Vor Ermattung fast zusammenbrechend, suchte so mancher alte Mann, so manches Mütterchen sich an der Runge des fahrenden Wagens ein Weilchen festzuhalten, um sich Erleichterung zu verschaffen.

Da wurde im Verlauf der langen Wegstrecken so mancher Schlitten zu schwer, so manches wertvolle Gepäck zur unerträglichen Last. Hungrig, frierend und völlig ermattet, vor Verzweiflung weinend, wurde ein Teil des Gepäcks abgeladen und landete im Straßengraben. Töpfe, Küchengerät, Kisten, Kleidungsstücke, Laternen, Schuhe und andere Habe säumten den Weg, den dieser grauenvolle Zug entlang zog. Auch so mancher Wagen unseres Trecks mußte erleichtert werden. Vieles wurde vor dem Weitermarsch liegengelassen, vieles unterwegs abgeladen, wenn die Pferde nicht mehr konnten. So ging es allen Trecks, die den gleichen Weg zogen. Mitgeführte Familien wurden einfach in irgendeinem Ort abgesetzt und nicht mehr mitgenommen. Mitunter mußte auch ein ganzer Wagen stehen bleiben, weil keine Zugtiere mehr vorhanden waren.

Es wurde Abend, der Treck stand vor Nimptsch. Die Einfahrt in die Stadt war verstopft. Nur schrittweise ging es vorwärts. Endlich gegen 7.00 Uhr abends war der Berg erklommen und die Stadt auf dem Felsen erreicht. Aber wiederum war alles voll belegt, und jeder Gespannführer mußte sich selbst Quartier suchen. Wieder Schimpfen, Fluchen, Weinen. Mit großer Mühe gelang es, alles unterzubringen. Die Pferde standen wieder in windigen Schuppen, die Menschen hockten dicht gedrängt in engen Stuben.

Am nächsten Morgen stieg ein kalter Tag aus der Morgendämmerung, und die strahlende Sonne über den Berggipfeln malte dem Betrachter ein herrliches Winterbild. Die alte Stadt auf dem Felsen, die waldigen Höhen und steilen Hänge, das waren ungewohnte Bilder für die Augen der nach Westen fliehenden Flachländer. Doch wir sahen diese Bilder kaum. Vor allem die Mütter nicht, die heute Nacht ihr kleines Kind im Schoße hielten und zusehen mußten, wie die Seele aus dem erstarrenden kleinen Körper wich. Sechs Kinder waren es, die an diesem Morgen von mehreren Trecks in der Kirche zu Nimptsch zurückgelassen werden mußten. Für die Bestattung der kleinen Leichen sorgte die Gemeinde.

Wir aber mußten weiter über Gerlachschorf -Bad Diersdorf nach Langenbielau, dem uns angegebenen Endziel dieses Tages. Jedermann freute sich, denn es war nur noch eine Tagesreise bis zu dem uns vor dem Aufbruch zur Flucht genannten Endziel. Dort angekommen, so hofften wir, würden alle Beschwerden überwunden sein. Wieder waren alle Straßen verstopft, das nun schon übliche Drängeln und Überholen, wir kannten es. Kraftwagen der Wehrmacht kamen von allen Seiten. Sehr oft mußte gehalten werden, um sie vorbeizulassen.

In dem nun bergigen Gelände erwies es sich als verhängnisvoll, daß unsere Flachlandwagen keine Bremsen hatten. Bergauf hatten die Pferde schwer zu ziehen. Bergab war die Fahrt gefährlich, weil die Steuerketten unserer Fahrzeuge nicht ausreichten, um den abwärts rollenden Wagen aufzuhalten. Da wurden alle möglichen Behelfsmittel angewandt: Knüppel wurden zwischen die Radspeichen gesteckt oder Ketten an die Radfelgen gelegt. Dabei brachen einige Speichen aus. Deichseln wurden zerbrochen, an steilen Hängen Wagen umgekippt. Diese Zwischenfälle hielten den Zug auf und verstopften die Straßen.

Am 25. Januar 1945 traf der Treck Dammer in Langenbielau ein. Der 26. Januar war Ruhetag. Aber wir wurden sehr enttäuscht, als man uns sagte, daß Langenbielau nun doch nicht der

Endpunkt unserer Flucht sein sollte. Als nächstes Endziel wurde uns Landeshut angegeben. Also wieder weiterfahren!

Der Ruhetag in Langenbielau wurde benutzt, um den Hufbeschlag der Pferde zu überprüfen, die Wagen zu schmieren. Die Männer hatten Gelegenheit, die struppigen Bärte zu rasieren. Die Frauen sorgten für saubere Wäsche und warmes Essen. Zugleich wurde aber auch für die Weiterfahrt gerüstet, Schäden wurden repariert.

Am 27. Januar 1945 rückte der Treck ab in Richtung Landeshut. Es ging über Peterswaldau-Peiskersdorf-Leutmannsdorf nach Essdorf, Kreis Schweidnitz. Dort übernachteten wir. Es herrschte Wasserknappheit. Das Wasser zum Tränken der Pferde mußte aus Nachbarhöfen geholt werden. Am frühen Morgen des nächsten Tages hatte der Bauer meines Quartiers den Brunnen mit einem starken Vorhängeschloß zugeschlossen. Es gab kein Trinkwasser mehr.

Am 28. Januar ging es über Schweidnitz nach Freiburg in Niederschlesien. Auch hier war es wie an jedem Tag zuvor: Quartiersuche auf eigene Faust in dunkler Nacht bei starkem Frost. Für die Frauen und Kinder war hier erstmalig vorgesorgt. Helfer waren zur Stelle und brachten die Familien in vorher bereitgestellte Quartiere. Am 29. Januar war Ruhetag in Freiburg.

Am 30. Januar ging es weiter bis nach Gaablaw, am 31. Januar nach Schreibendorf, und am 1. Februar 1945 erreichte der Treck Dammer mit anderen Gemeinden, die sich angeschlossen hatten, das Standquartier Pfaffendorf, Kreis Landeshut.

Vollzählig waren die Gespanne des Trecks aus Dammer in Pfaffendorf angekommen. Unter ihnen waren einige Ochsespanne, die den weiten Weg von Dammer bis hierher zurückgelegt hatten. Pfaffendorf liegt 8 km von der Kreisstadt Landeshut entfernt. Es ist ein armes Gebirgsdorf mit kleinen Besitzern, die hier ihr Leben fristen. Eine so starke Belegschaft, wie sie jetzt hinzukam, war für längere Zeit kaum zu ernähren. Hauptsächlich waren nicht genug Futtervorräte für unsere Pferde vorhanden. Auch die Unterkünfte für Mensch und Tier reichten nicht. Im Tanzsaal der Gastwirtschaft war ein Notquartier eingerichtet. Auf drei langen Strohlagern schliefen hier fast hundert Menschen nebeneinander. Ein zweites Massenquartier befand sich in der Werkstatt der Tischlerei. Die übrigen Flüchtlinge waren mit Hilfe des Bürgermeisters in Bauernhäusern untergebracht. Wir glaubten, daß dies unser Dauerquartier bis zur baldigen Rückkehr in die Heimat bleiben werde.

In der Stadt Landeshut hatten die Behörden des Kreises Namslau provisorische Diensträume eingerichtet. Die Kreisbauernschaft Namslau hatte sich in einem Raum der Landeshuter Kreisbauernschaft etabliert. Ebenso hatten Post, Sparkasse und Landratsamt des Kreises Namslau ihre Dienststellen in Landeshut eingerichtet. Der ganze Kreis Namslau war um die Stadt Landeshut herum einquartiert. Schier Unmögliches war möglich geworden: Trotz Winter, Schnee, Glatteis und Kälte, trotz oft unüberwindbarer Schwierigkeiten war es gelungen, den mehrere hundert Kilometerweiten Weg der Evakuierung der Namslauer Bevölkerung ohne allzu große Verluste zurückzulegen.

Freudig begrüßten wir das „Endziel“ unserer Fahrt. Hier wollte man das bald erhoffte Ende des Krieges abwarten, um dann wieder in die Heimat zurückzukehren. Während des Aufenthalts in Pfaffendorf verstarb Frau Kopka. Frau Wasner hat hier Zwillinge bekommen.

Nicht allzu lange konnten wir uns der Ruhe in Pfaffendorf erfreuen. Schon am 13. Februar 1945 mußten alle Trecks den Kreis Landeshut verlassen. Wieder ging es einem unbestimmten Ziel entgegen. Wieder dieselben Leiden: Kälte, Glatteis, steile Bergstraßen, rastloses Fahren. Jetzt

mußten wir das Riesengebirge durchqueren. Als Ziel war uns Trautenau im Sudetenland angegeben worden.

Die zweite Halbkolonne des Trecks Dammer war kurz vor dem Aufbruchbefehl in den Kreis Neumarkt geschickt worden, um von dort Lebensmittel und Futter zu holen. So fuhr nur der halbe Treck Dammer unter Führung von Ortsbauernführer Sonnek weiter. Der zweite Teil sollte nach Rückkehr aus Neumarkt nachkommen.

Unvorstellbare Schwierigkeiten waren jetzt zu überwinden. Die Gebirgszüge wurden immer höher, die Straßen immer steiler. Wenn wir kilometerweit mit ungeheurer Anspannung aller Kräfte unsere Wagen einen Berg hinaufgeschoben hatten, dann begann ein gefährvoller kilometerlanger Abstieg. Da fuhr so mancher Wagen, den die Zugtiere nicht mehr halten konnten, in die hintere Bordwand des Vorderwagens hinein. Die von jedem Fahrer selbst geschaffenen Bremsvorrichtungen unserer Fahrzeuge waren höchst unzuverlässig.

Hinzukam neuer Schneefall mit Regen. Es bildete sich neues Glatteis auf den Straßen. Nicht selten lag auch eine feste Schnee- und Eisdecke auf den engen, tief eingeschnittenen Gebirgsstraßen, die sich im Laufe des Winters gebildet hatte. Diese begann in der warmen Mittagssonne zu schmelzen und bildete eine schlüpfrige Straßendecke, die das Rollen der Räder behinderte und die Fußbekleidung der neben den Wagen laufenden Menschen durchnäßte. Die dann folgenden Nächte ließen den Pappschnee zu Kristalleis erstarren und verwandelten kleine Wasserpfützen auf den Straßen in gefährliche, spiegelglatte Eisflächen. Es fehlte an Eisen, um die Pferde für den Winter scharf zu beschlagen, damit sie nicht ausglitten. Oft war auch kein Schmied zu finden, der die Pferde hätte beschlagen können. Die Tiere waren so geschwächt und teilweise krank, daß wir die hohen Bergrücken nur mit Vorspann überwinden konnten. Immer wieder ging ein schwer erkranktes Pferd verloren oder mußte im Quartier zurückgelassen werden. Oft blieb ein ganzer Wagen stehen. Unter solchen widrigen Umständen durchquerten wir die Sudeten in südlicher Richtung und nahmen dann an der Südseite des Gebirges Kurs nach Westen. Die Fahrt ging über Liebau nach Bernsdorf. Dasselbst wurde übernachtet. Weiterging es nach Pillnikau. Dann waren Ober- und Niederprausnitz unser nächstes Nachtquartier.

Waren unsere Unterkünfte in Schlesien infolge des kriegsbedingten Durcheinanders fast gar nicht oder nur mangelhaft vorbereitet gewesen, so zeigte sich nach dem Überschreiten des Gebirges auf sudetendeutscher Seite eine bessere Organisation. Die Kopflosigkeit der Flucht der ersten Tage war überwunden. Die sudetendeutschen Brüder und Schwestern nahmen uns leidende Flüchtlinge teilnahmsvoll bei sich auf.

Obwohl auch nicht immer Ställe für die Pferde zur Verfügung gestellt werden konnten, so wurde uns doch nach Möglichkeit Platz gemacht. Gewöhnlich wurde der Treck am Ortseingang vom Bürgermeister erwartet und in die Quartiere eingewiesen. Diese waren bereits für jeden festgelegt. Die Ortsbeauftragten wiesen jedem Gespann seinen Platz und den Frauen und Kindern die Übernachtungsstelle an. Für Futter für die Pferde war stets gesorgt. Mit besonderer Freundlichkeit nahmen sich die Sudetendeutschen der hungernden und frierenden Menschen der Trecks an. Nicht selten gaben sie für die Übernachtung ihre eigenen Betten her, kochten uns abends und morgens warme Getränke und Speisen. Oftmals entließen uns diese Leute beim Weitermarsch mit Tränen in den Augen und begleiteten uns bis an die Grenze der Gemarkung.

Allmählich waren in vielen Dörfern und Städten so viele Menschen zu beherbergen, daß die Privatquartiere nicht mehr für alle Flüchtlinge ausreichten. In Schulen, Gasthäusern und Tanzsälen wurden Massenquartiere hergerichtet. Aber es war stets ausreichend Stroh

vorhanden, und die Räume waren warm geheizt. In jedem Ort fanden wir eine Verpflegungsstation, an der warmes Essen, Tee, Kaffee und Brot ausgeteilt wurden. Beim morgendlichen Aufbruch erhielten wir Marschverpflegung auf unseren Weg.

Um die Trecks über die oft steilen Höhen zu bringen, waren allerorts Vorspanne bereitgehalten. Kutscher mit Pferde- und Ochsengespannen erwarteten die Flüchtlingskolonnen, spannten vor und halfen über den Berg. Dann eilten sie zurück, um dem nächsten Treck zu helfen. Drei Wochen waren die Bauern so behilflich, ohne ein Entgelt dafür zu nehmen. Die Schmiedemeister im Sudetenland arbeiteten Tag und Nacht, um den Hufbeschlag der Pferde zu reparieren. Sie besserten Schäden an den Wagenketten aus. Die Sattler, die wir trafen, besserten bereitwillig alle Schäden an Geschirren und Kummeten aus, auch bei Nacht und an Feiertagen. So haben die Sudetendeutschen viel getan, um unsere trostlose Lage etwas zu mildern.

In jeder größeren Ortschaft waren Leitstellen eingerichtet, die die ankommenden Trecks in den Weg einwiesen und Personen-, Pferde- und Wagenzahl der nächsten Leitstelle weitermeldeten. So war unser Zug durch das Sudetenland gut organisiert.

Auf den Bergstraßen des Sudetenlandes hatten wir einen tragischen Unfall. Die 70jährige Frau Susanne Fietz aus Granitz hatte - wie viele betagte Landsleute - auf einer steil bergab gehenden Straße helfen müssen, den Wagen gegen die Bergwand zu schieben, damit er nicht abglitt und in die Schlucht stürzte. Dabei wurde sie von dem Ortschaft eines vom Berg kommenden Gespannes gestreift, glitt aus und kam unter die Räder eines Wagens. Ein Sanitätswagen nahm die Greisin in das Krankenhaus von Trautenau mit, wo sie an inneren Verletzungen am nächsten Tag verstarb. In Trautenau liegt sie begraben.

Erschüttert zogen wir weiter und beachteten kaum die schöne Landschaft. Die Leitstellen wiesen uns den Weg durch den nördlichsten Zipfel des Protektorats Böhmen und Mähren. Am 16. Februar 1945 verließ der Treck Dammer das Dorf Ober-Prausnitz mit dem Ziel, in der Stadt Nowi-Baka zu übernachten. Hier kamen wir auf tschechischen Boden.

Bei der Einfahrt in die Stadt erwarteten uns Polizeibeamte und eine Abordnung deutscher Männer. Die tschechische Polizei war freundlich. Einer von ihnen hielt eine Rede in deutscher Sprache und hob hervor, daß wir uns jetzt in einem anderen Land befänden und die Gastfreundschaft der tschechischen Bevölkerung genießen sollten.

Drei Tage lang sollte die Fahrt durch das Tschechenland dauern. Als Zeichen der Gastfreundschaft erhielten alle über 18 Jahre alten Männer von den Polizisten je Tag vier Zigaretten. Alsdann mußten unsere Wagen in Reihen auf dem Marktplatz der Stadt auffahren, die Pferde wurden in Vororten untergebracht, wo auch Heu und Hafer ausgegeben wurde.

Für die Menschen waren geheizte Massenquartiere eingerichtet. In einer Gemeinfaftsküche wurde gekocht und ein Mittagessen sowie Kaffee und Brot ausgeteilt. Die Wagen auf dem Marktplatz wurden von den tschechischen Polizeibeamten bewacht. Auf diese Weise wurden Plünderung und Diebstahl verhindert.

Die Stadt Nowi-Baka füllte sich immer mehr mit Trecks. Schließlich war es unmöglich, alle Wagen und Menschen unterzubringen. Hunderte von Gespannen mußten auf der Straße übernachten. Das war bei einer Kälte von 20 Grad ein hartes Los.

Am 17. Februar ging es von Nowi-Baka über Jitschin (=Gitschin) nach der StadtSobotka, am 18. Februar weiter nach der Stadt Bakow über Fürstenbruck und Buda.

Allabendlich wiederholte sich dasselbe: Die Wagen blieben auf dem Ring stehen und wurden von der Polizei bewacht. Die Pferde mußten ins nächste Dorf, das oft bis zu 3 km entfernt lag. Das war sehr umständlich, da Futter, Anbindezeug und Decken vom Lager bis dorthin getragen werden mußten. Wir durchfuhren die Waldgebiete des ersten von Wallenstein. Ein Blick auf die Burgen erinnerte uns an den großen Feldherrn des 30jährigen Krieges. Verschwunden sind nun die Ritter und Burgen von einst. An den Ruinen vorbei zogen die fliehenden Schlesier. Die Bevölkerung des Tschechenlandes war nicht mehr sehr freundlich. Aber sie gewährte uns Unterkunft und Hilfe. Die Sonne stieg allmählich höher und begann zu wärmen. Die Straßen wurden schnee- und eisfrei. Auch die Nachtfröste ließen nach.

Am 18. Februar 1945 gelangte der Treck nach Bakow an der Iser. Am 19. Februar verließ er wieder das tschechische Gebiet.

Von steiler Bergeshöhe grüßte aus weiter Ferne die Burg Bösig. Und weiter ging unsere Fahrt am sächsischen Erzgebirge entlang, über das Teplergebirge, den Kaiserwald und dann dem Böhmerwald entgegen. Jeden Morgen wurde frühzeitig aufgebrochen und bis spät in den Abend hinein marschiert. Die anstrengende Fahrt wollte kein Ende nehmen. Die Leitstellen hatten uns nunmehr als Endziel Bayreuth in Bayern angegeben. Das war für uns eine ungeheure Zumutung, denn so manches Pferd hatte seine Zugkraft eingebüßt, so mancher Wagen war stehen geblieben, weil entweder ein Rad gebrochen war oder die Pferde nicht mehr weiterkonnten. Oftmals sah man, wie uns ein Sarg entgegengefahren wurde. Da war wieder ein Flüchtling auf der Strecke geblieben - so hieß es. Der Andrang auf den Straßen war nach wie vor groß, denn alle schlesischen Flüchtlinge zogen in dieselbe Richtung. Hinzukamen viele Trecks aus Ungarn, Jugoslawien und der Batschka. Es war eine wahre Völkerwanderung.

„Sonntag ist's", auch hier im Sudetenland sahen wir die festlich gekleideten Kirchgänger und hörten die Kirchenglocken läuten. Die Vorfrühlingssonne sandte ihre ersten warmen Strahlen. Wir Flüchtlinge aber mußten wie immer früh aufbrechen. Wir zogen unseren Weg weiter, und so mancher dachte mit Wehmut an Frühstückskuchen und Schweinebraten, an Kirchenglocken und Festtagsstimmung zu Hause zurück. Wie weit lag das alles hinter uns. Und trotzdem ging bei uns alles im Gleichmut weiter. Die herzliche Anteilnahme der Bevölkerung linderte unser Leid. Ja, es kam sogar so etwas wie Humor bei uns auf.

Da erzählte man sich folgende Geschichte: Ein Bauer hatte auf seinem Wagen ein geschlachtetes Schwein in einem langen Brühtrug mitgenommen. Dies hatten einige „windige" Burschen bemerkt und beschlossen, bei Nacht sich den willkommenen Braten samt Trug anzueignen. Unterwegs war aber eine alte Großmutter gestorben. Und da man nicht wußte, wo man sie während der hastigen Weiterfahrt hinlegen sollte, machte man den Trug frei und legte sie einstweilen dort hinein. Die Spitzbuben schlichen sich in der Nacht an den Wagen heran und nahmen gleich den ganzen Trug mit. Sie schlepten ihn in ein nahes Gebüsch, um dort den sehnlichst erwarteten Schweinebraten unter sich aufzuteilen. Der Schreck fuhr ihnen, als sie des sorgfältig verdeckten Inhalts gewahr wurden, so in die Glieder, daß sie ob ihres auffälligen Benehmens ertappt und dingfest gemacht werden konnten.

Und wieder ward es Morgen und Abend, und unser Treck kam über Nedam nach Dauba. Wieder war der Treck kleiner geworden. Rittmeister von Heidebrand hatte mit Inspektor Lükking die aus den Fahrzeugen des Dominiums bestehenden Treckteile einen Tag ruhen lassen. Seine Fahrzeuge wurden am nächsten Tag einen anderen Weg geschickt, fanden sich nicht mehr zu unserer Gemeinde und zogen als selbständiger Treck weiter. So kam es noch mehrere Male zu einer Teilung des Trecks, wenn durch irgendeinen Umstand ein oder mehrere Fahrzeuge abgesplittert wurden und selbständig weiterfahren mußten. Viele blieben zurück infolge des

Verlustes der Zugtiere, durch Krankheit oder durch Wagenbruch und mußten dort bleiben, wo sie gerade das Schicksal ereilte. So verlor sich im Sudetenland ein großer Teil unserer Leute.

Wir mußten weiterziehen über Leitmeritz nach Lobositz. Von Lobositz gelangten wir über die tschechische Stadt Trebnitz nach Radek. Noch einmal durchfuhren wir für drei Stunden tschechisches Gebiet. Im tschechischen Trebnitz kommt es noch einmal zu einer Stauung der vielen Trecks. Stundenlang mußten wir auf der Straße 6 km vor Trebnitz warten. Tschechische Polizeibeamte teilten uns mit, daß die Stadt völlig verstopft sei und daß der gestaute Zug 10 km lang sei. Plötzlich gab es Fliegeralarm. Feindliche Flugzeuge überflogen die lange Kolonne, warfen aber keine Bomben. Nach stundenlangem Warten ging es weiter, und wir erreichten über Webeschau die schöne Stadt Saaz an der Eger.

Die Nacht senkte sich über die Stadt Luditz. Sie sollte unser Quartier werden. Doch sie war überfüllt. Wieder hieß es für uns, in der Nacht weiterzufahren. Vom 3 km entfernten Dorf Semtisch kamen Gespanne, um uns über den steilen Berg in das Dorf hinauf zuhelfen. Der nächste Tag war ein Ruhetag.

Die Sonne stieg allmählich höher, die Lerchen begannen in den Feldern zu singen, ab und zu war ein Star als erster Frühlingsbote zu sehen. Auf den Feldern begann hin und wieder ein Bauer mit seinem Gespann zu arbeiten. - Ein Zeichen, daß der Winter überwunden war. Manch wehmütiger Gedanke ging zurück zum heimatlichen Hof und Feld. Aber anstelle der gewohnten Vorbereitung zur Frühjahrsbestellung mußten wir mit unseren Trecks rastlos an Feldern und Wiesen vorbei das ansteigende Gelände hinaufziehen.

Die Stadt Mies wurde passiert, und weiter ging es bis Haid. Hier wurden die Berge so steil, daß oftmals vier Pferde einen einzigen Wagen hinaufziehen mußten. Immer mehr Zugtiere blieben vor Ermattung liegen. Wir brauchten immer mehr Vorspanne. Auch Zugmaschinen wurden als Schlepper zu Hilfe genommen. Bis zu sechs Kastenwagen wurden an einen Bulldog angehängt. So ging es immertiefer in die Berge hinein. Ohne daß es uns so recht bewußt geworden war, befanden wir uns im Böhmerwald. Hier versagten weitere Zugtiere infolge Überanstrengung im bergigen Gelände. Zahlreiche Wagen mußten stehen bleiben, unter anderem auch die von Fiola und Hanke, Kobel und Hoba als Treckführer. So wurde der Treck Sonnek aus Dammer immer kleiner, fuhr aber weiter unter Zuhilfenahme von Vorspann und Zugmaschinen und erreichten den Ort Weidhaus im Sudetengau. Bereits einige Kilometer vor Weidhaus kamen wir auf bayerisches Gebiet. In Weidhaus selbst war eine Leitstelle, die die ankommenden Trecks aufnahm, registrierte und weiterleitete. Am 7. März 1945 wurde jede weitere Aufnahme von Flüchtlingstrecks in Weidhaus mit der Begründung abgelehnt, der Gau Bayreuth sei überfüllt.

Der Treck Sonnek hatte vor diesem Datum, nämlich am 5. März 1945, Weidhaus passiert und wurde nun in Richtung Wernberg-Pfreimd, Schwandorf, Burglengenfeld und Regensburg nach dem Endziel Mallersdorf (Niederbayern) geleitet.

Der zweite Teil des Trecks, der erst am 7. März 1945 in Weidhaus eintraf, wurde nicht --ehr aufgenommen und mußte in den folgenden Tagen wieder in den Sudetengau zurückfahren. Er blieb in der Gegend Michelsberg, Kreis Tachau.

So fuhr nun nur noch ein kleiner Teil des großen Trecks Dammer in Bayern weiter. Am ?. März wurde Schwarzenfeld am Naab erreicht. Am 10. März übernachteten wir in der Stadt Burglengenfeld. Von da aus ging es am Naab entlang bis Regensburg. In Burglengenfeld waren wir nur noch sechs Fahrzeuge und 26 Personen, die der Treck Sonnek zählte. Alle übrigen

Treckteile waren im Laufe des mörderischen Zuges liegengeblieben, oder sie waren abgesplittert worden und selbständig weitergezogen.

Von der Stadt Weiden an verlief unser Reiseweg parallel zum Fluß Naab. Wir Flüchtlinge fanden in Burglengenfeld sehr freundliche Aufnahme. Mit Segenswünschen, Mundvorrat und allerlei für uns wichtigen Gebrauchsgegenstände entließen uns unsere Gastgeber mit den Worten: „Nehmen S' nur, Sie können's gebrauchen!“

Und weiter zog der Flüchtlingszug über Kloster Pillenhofen, Ettershausen auf Regensburg, dem Donautal entgegen. Am 11. März befanden wir uns 5 km vor Regensburg. Hier erlebten wir einen Bombenangriff auf die Stadt. Vierundzwanzigmal wurde Regensburg an diesem Morgen angefliegen. Vom Einschlag der Bomben dröhnte und zitterte die Erde. Im klaren Sonnenschein waren die silbergrauen schweren Bomber, begleitet von schnellen Jägern, gut sichtbar. Wir zählten 200 und mehr.

Noch aber waren die Donaubrücken nicht beschädigt worden. Wir beeilten uns, am nächsten Morgen die Stadt zu passieren, denn täglich war hier in den Vormittagsstunden mit einem Fliegeralarm zu rechnen. Für eine Besichtigung der schönen Stadt blieb uns daher keine Zeit. Vorbei an den Ruinen der am Vortag bombardierten Gebäude, vorbei an den Bombentrichtern neben der Straße! Grauenhaft war der Anblick der zerstörten Häuser, in die man hineinblicken konnte. Da sahen wir z. B. einen Herd in einer halb zerstörten Küche stehen, auf dem noch sorgfältig die Töpfe auf der Platte standen. So begegnete der Flüchtling aus Schlesien dem ausgebombten Schicksalsgenossen in Regensburg: verängstigt, mutlos, bestrebt, seine Behausung mit Brettern zu vernageln und den Schutt von den Straßen zu räumen. Noch weit bis in die Außenbezirke der Stadt begleiteten uns die Spuren der Luftangriffe.

Der Treck Sonnek zählte jetzt noch fünf Wagen und 26 Personen. Keines der Pferde war mehr zugkräftig. Als Vorspann wurde nur noch eine Zugmaschine benutzt. Alle fünf Wagen wurden hintereinander gehängt, und es wurde in schnellerem Tempogefahren. Über Eggmühl ging es nach Mallersdorf dem Endziel entgegen. Von hier wurde der Treck nach der Ortsgruppe Hofkirchen geleitet. Diese wies ihm die Gemeinde Haader als Dauerquartier zu.

Ein Teil der Gemeinde Dammer unter Führung des Bauern Karl Kasparzok war nach der Gemeinde Süßkoben geleitet worden. Herr Wittossek mit seinen Leuten erhielt als Endziel das Dorf Ergolding bei Landshut an der Isar angewiesen.

Am 13. März 1945 traf der Treck Sonnek übermüdet mit 26 Personen und fünf Wagen sowie drei Pferden in dem kleinen Dorf Haader ein. Haader liegt im Kreis Straubing in Niederbayern. Das Dörfchen zählte damals zwei größere Bauern von je 170 Tagwerk, mehrere zu je 100 Tagwerk und einige kleinere Besitzer. Es liegt auf einer Anhöhe.

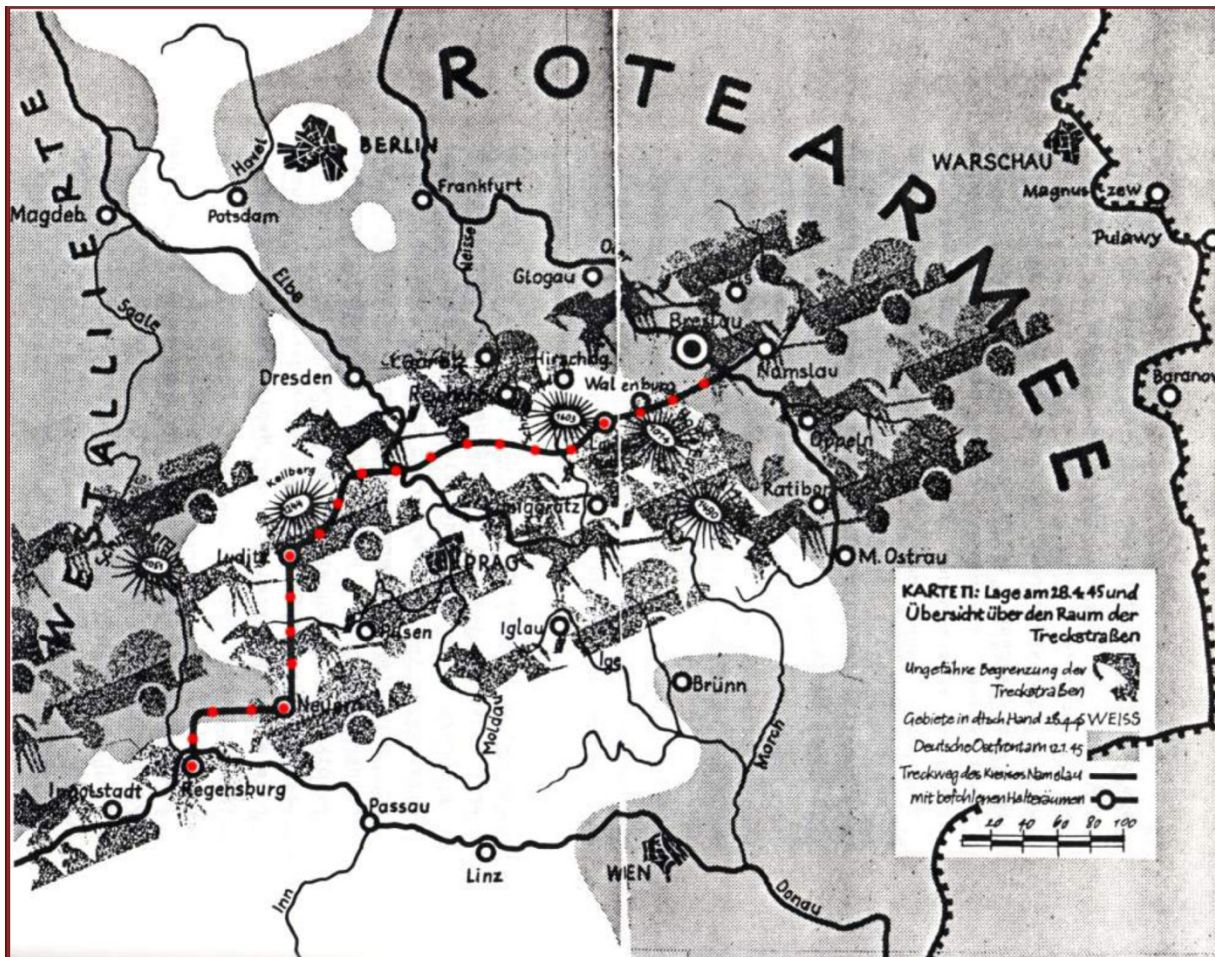
Man sollte glauben, daß im Zuge einer so groß angelegten Räumungsaktion die Quartiere für die ankommenden Flüchtlinge lange vorbereitet seien und daß die Menschen teilnahmevolle Aufnahme finden. Dem war aber nicht so. In den besten Quartieren saßen bereits die vor uns eingetroffenen Flüchtlinge aus Ungarn. In Haader eingetroffen, mußte jeder von uns sich selbst ein Quartier suchen. Da stellte es sich heraus, daß die Bauern durchaus nicht aufnahmefreudig waren. Unter allen möglichen Ausreden und Begründungen versuchten sie die Flüchtlinge abzulehnen. Bittend gingen wir Schlesier von Hof zu Hof. Wo wir aufgenommen wurden, wies man uns die schlechtesten Räume zu mit schlecht schließenden Türen und Fenstern, schadhafte Decken, durch die das Regenwasser eindrang. Alle diese Räume waren ohne Öfen.

In den Quartieren gab es Mäuse und Ratten. Das also waren die Dauerquartiere, die man den geflohenen Schlesiern in Niederbayern bereitgestellt hatte.

Was wir vor Beginn unserer Flucht, hätten wir es auch nur geahnt, nie für möglich gehalten hätten, das war nun vollbracht worden: viele hundert Kilometer bei eisiger Winterkälte auf glatten Straßen unter zahlreichen Schwierigkeiten mit Wagen ohne Bremsen über zwei Gebirge. In 52 Tagen wurden bei nur wenigen Ruhepausen rund 1000 Kilometer zu Fuß neben den Wagen zurückgelegt, meist von Frauen, Kindern und Greisen. Ohne Unterschied des Standes und der Person hatten Millionen Schlesier in Massenquartieren geschlafen, waren in den frühen Morgenstunden ohne Rücksicht auf die eisige Kälte gemeinsam aufgebrochen, um Kilometer um Kilometer zu laufen und spät abends auf das nächste Strohlager im Massenquartier zu sinken.

Demjenigen, der heute in seiner modernen zentralgeheizten Wohnung gut im Warmen sitzt und damals nicht selbst dabei war, dem mag dieser Bericht wohl wie ein Märchen klingen. Aber er ist wahr!

Fluchtweg der Namslauer



Namslau, dort erwartet uns die Heimat

Namslau nach dem 19. Januar 1945

Von J. R.' Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.43, S.11, und Nr.44, S.5iner westdeutschen Kreisstadt künden und mahnen: Namslau - Schlesien - unvergessen!

Viele Jahre sind seit dem Einmarsch der Russen und der Besetzung unserer Heimatstadt vergangen. Gemessen an der Weltgeschichte ist das der Bruchteil eines Atemzuges. Im Menschenleben aber ist es eine lange, sehr lange Zeit, in der auch die eindrucklichsten Erinnerungen verblassen. Doch soll und darf nicht alles der Vergessenheit anheimfallen, was damals an Unfaßbarem geschehen ist.

In den ersten Stunden nach der Flucht war die verschneite Stadt Namslau in ihrer Stille und Leere ein unheimliches, im Schnee ersticktes Niemandsland. Nur einige Leute des Volkssturms geisterten umher in merkwürdigen Verkleidungen, bestehend aus Uniformstücken, Waffen und Mänteln, die man achtlos auf den Namslauer Ring aus einem Lkw geworfen hatte. Dann verschwinden auch sie.

Der Ring bevölkert sich nun mit Haustieren aller Art - außer Pferden, die nach Futter und ihren Freunden, den Menschen, suchen. Das war noch trostloser als die nackte, leere Stadt.

Die Stille wurde von einigen Flugzeugen unterbrochen, die nach Osten flogen. Später donnerten Geschütze aus weiter Ferne. Am Sonntag, dem 21. Januar 1945, vormittags rollten einige deutsche Sturmgeschütze, die von Breslau herkamen, in die Stadt und bezogen im Ostteil der Stadt auf der Wilhelmstraße Stellung. Am Montag im Morgengrauen kam es zu einem Schußwechsel zwischen den Sturmgeschützen und vordringenden russischen Panzern. Zwei Panzer wurden kampfunfähig geschossen und lagen zerstört in der Wilhelmstraße. Panzer und Sturmgeschütze zogen sich danach aus dem Stadtgebiet zurück. Nach Stunden erst kamen die russischen Panzer zurück, allerdings aus anderen Richtungen auf Nebenstraßen, wohl weil sie eine Verminderung der Hauptstraßen befürchteten.

Die Kampftruppen der ersten Linie rollten ohne Aufenthalt durch die Stadt hindurch. Nur die nachfolgenden, mehr der Etappe zugehörigen Truppen machten halt. Und nun hörte man Gewehrsalven: Die Jagd auf die frei herumstreunenden Haustiere begann, aber ebenso die Suche nach Alkohol! Darum wurden zuerst alle Lokale und die Geschäfte gewaltsam aufgebrochen. Auch Schuhe waren gesucht, mehr noch Stiefel, die man auch aus den Privatwohnungen holte oder den Leuten, die solche trugen, einfach auszog.

Mitten in diese Etappentätigkeit platzten Geschosse der deutschen Abwehr, allerdings ohne Schaden zu stiften. Ein Geschöß verfring sich in den Linden auf dem Kirchplatz, und seine Splitter richteten nur geringen Schaden an der Mauer und den Fenstern der katholischen Kirche und am Lagerhaus von Herrn Proske an. Ein zweites Geschöß explodierte im Dachgestühl des Hauses vom Glasermeister Sobek. Daraufhin blieb die Stadt für einige Stunden menschenleer.

Danach rollten unaufhörlich Lastwagen, Mannschaftswagen, Pionierwagen mit Brückenteilen, Wagen mit Offizieren usw. vorbei, und marschierten lange Kolonnen von Mannschaften, dazwischen auch Propagandawagen, deren riesige Seitenwände und Rückwände barbarische bunte Darstellungen von Nahkämpfen zeigten, wobei natürlich die Russen die stolzen Sieger und die Deutschen die zertretenen Unterlegenen waren.

Schlimm waren die Nächte, denn die durchziehenden Truppen suchten hier Quartier und Beute. Dazu brannten in der Stadt und in der Umgebung Gebäude und Scheunen lichterloh, ob absichtlich oder aus Mangel an Vorsicht angesteckt, war nicht auszumachen.

Die russischen Gefallenen sind im Stadtbezirk mit militärischen Ehren beerdigt worden. Auf den Ring wurden die Särge mit den Toten, bekränzt mit roten Tüchern, auf einer Lafette von einem Panzer gezogen und mit einem Schuß aus dem Panzergeschütz verabschiedet. Dafür brauchte man viel rotes Tuch und fand es in den roten Inletts, die von ihren Federn befreit und in Streifen geschnitten, sehr begehrt waren. In den Wohnungen häuften sich die Federn über den weggeworfenen und zertrümmerten Dingen.

Vierzehn Tage nach der Besetzung der Stadt erschien endlich der Stadtkommandant. Er behauptete, er habe die Stadt nicht finden können. Da ihm die Bauten der früheren Behörden zu isoliert lagen, richtete er seine Kommandantur im Gasthaus Pietzonka ein, wo der ausgedehnte Kellerraum zugleich auch als Arrest für Soldaten und Zivilisten diente. In seiner Begleitung befand sich der politische Kommissar und der Offizier, dem die öffentlichen Arbeiten unterstanden. Rangmäßig standen sie zwar unter dem Kommandanten, doch ohne den Politikommissar wagte dieser nichts zu unternehmen oder anzuordnen.

Der Kommissar war Mitglied der kommunistischen Partei, was er auch immer betonte. Bald erschienen Anschläge mit den Verordnungen der Kommandantur in Russisch und Deutsch - und man richtete Quartiere für die durchwandernden Truppen ein, auch für die Zwangsarbeiterinnen aus dem Osten, die im Dienste der Kommandantur standen und für die Verpflegung verantwortlich waren. Manche wurden auch als Dolmetscherinnen eingesetzt. Doch war ihr Los nicht beneidenswert.

Jetzt konnte man bei Ausschreitungen der Truppe Schutz suchen, indem man sich an die Kommandantur wandte. In der Nacht war das jedoch kaum möglich, da Ausgangssperre verhängt war, und am Tage kam die Militärpolizei meist zu spät. Bei betrunkenen Soldaten gerieten sogar die eigenen Kameraden in Gefahr. So hat auf dem Friedhof im Krüppelheim ein russischer Soldat in der Trunkenheit seinen Kameraden erschlagen, als dieser einen deutschen Gefangenen verteidigte, der ein Grab für einen verstorbenen Russen schaufelte.

In der Stadt wurden alle verbliebenen Deutschen jedes Lebensalters zusammengeholt und zu Arbeitsgruppen zusammengestellt, um unter dem Kommando russischer Wachmänner die Stadt zu säubern und den Schutt der zerstörten Gebäude zu beseitigen. Der beliebteste Wachmann war, Wasil“, dessen ganzer Stolz ein Wecker in der unergründlichen Tiefe seiner Manteltasche war. Er wachte darüber, daß der Leutnant als Verantwortlicher für die öffentlichen Arbeiten seine Schützlinge nicht gerade bei einer „Arbeitsruhe“übereraschte. Denn alle Deutschen waren sehr geschwächt und es gab weder Lohn noch Verpflegung. Bei etwaigen Beschwerden hieß es auf der Kommandantur, es gäbe genug Lebensmittel in der Stadt, man könne sie ja organisieren.

In den Kellern der ausgebrannten Häuser gab es nur Kartoffeln und manchmal eingekochtes Gemüse. In den erhaltenen Scheuern der Bauern lagen noch einige Säcke Getreide - aber womit mahlen, da alle Mühlen beschädigt waren? Die Bäckereien fielen ebenso aus, soweit sie nicht ohnehin durch Feuer zerstört waren. Immerhin hatten die Russen eine Bäckerei in Betrieb gesetzt - für ihren Bedarf.

Aus den erhalten gebliebenen Häusern wurden alle brauchbaren Gerätschaften wie Nähmaschinen, Klaviere, Fahrräder usw. in die Nähe der Kläranlage geschafft und zum

Abtransport bereitgestellt, aber nicht abgeholt. In den langen Monaten unter freiem Himmel blieben nur Wracks davon erhalten.

Die erschütterndste Aufgabe wurde einer Gruppe von deutschen Männern zugeteilt: die Beerdigung der deutschen Gefallenen und Toten, die bis in den Frühling hinein unbeerdigt zerstreut in Feld und Wald und in den Häusern herumlagen.

Eines Tages wurden die vom Feuer verschonten Häuser geräumt - auch von Möbeln, die man zum Fenster hinauswarf, weil man die Stadt in ein gewaltiges Lazarett verwandelte. Die Leichtverwundeten bei der Belagerung von Breslau wurden - manchmal auf primitive Weise im Heu eines Pferdewagens vor Kälte notdürftig geschützt - hierhergebracht und in den Häusern verteilt, da Krüppelheim, Krankenhaus und Altersheim nicht alle aufnehmen konnten. Es waren Tausende von Verwundeten, die hier in Straßenzeilen, die durch Holzverschlänge von den Durchgangsstraßen getrennt waren, ihr Quartier bezogen. Gekocht wurde für sie in aus den Waschküchen geholten Waschkesseln. Die Barmherzigen Brüder wohnten nun in ihrem Wirtschaftsgebäude; sie hatten für Wasser, Verpflegung usw. im Lazarett zu sorgen.

Alle arbeitsunfähigen, in der Stadt zurückgebliebenen Deutschen - meist alte Leute - wurden in die katholische Schule zusammengeholt und von Schwester Hiladia betreut. Auf dem ehemaligen Fußballplatz des Krüppelheims entstand ein großer russischer Soldatenfriedhof, auf den man später auch die Leichen aller russischen Gefallenen der Umgebung überführte.

Als die ersten Vertreter der polnischen Verwaltung eintrafen, änderte sich zunächst kaum etwas. Die ersten Polen, die hier seßhaft wurden, waren Eisenbahner, die zumeist die Munitionstransporte nach Breslau zu leiten hatten. Der polnische Landrat, ein Schneider aus Lublin, errichtete sein Büro in der Peter-Paul-Straße, seine Wohnung war eine Villa in der Parkstraße.

Die Deutschen wurden nun registriert und insbesondere nach dem Rückstrom der Flüchtlinge - als Arbeitskolonnen organisiert - mit weißen Binden als Deutsche gekennzeichnet. Es gab Lebensmittelkarten - aber keinen Lohn. Die Deutschen lebten vom Verkauf letzter geretteter Habseligkeiten oder arbeiteten gegen Verpflegung, wobei für ihre Kinder auch etwas abfiel.

Hin und wieder zeigten sich Spannungen zwischen den Russen und Polen, die nach dem Waffenstillstand langsam in ihre Heimat zurückströmten. Die Sympathie stand nicht immer auf seiten der Polen. Unter den Polen selbst herrschte ein Zwiespalt, der

sich auch in Namslau entlud, als man in der Silvesternacht 1946 in der Parkstraße den Landrat, seinen Sekretär und einen polnischen Offizier niederschloß. Es wären, so sagte man, Angehörige der polnischen Nationalarmee gewesen, die diese Tat vollbracht hätten. So war noch ein Jahr nach dem Einmarsch der feindlichen Truppen Unsicherheit und Gefahr für alle zu spüren - für Deutsche und Nichtdeutsche. Für die Deutschen stand außerdem trotz aller optimistischer Träume und Nachrichten am Horizont das Gespenst der Austreibung.

II. Erlebnisbericht aus den Tagen nach dem Zusammenbruch 1945 bis Oktober 1946

In den letzten Monaten des Jahres 1966 jährte es sich zum zwanzigsten Male, daß die letzten Namslauer ihre Heimatstadt verließen.

Zwei Jahrzehnte - eine Zeit, in der eine neue Generation herangewachsen ist, die von Ruinen, Flüchtlingselend und Gefangenenskolonnen nur aus Geschichtsbüchern und Dokumentarfilmen

weiß, der Entbehrung, Unterdrückung und Heimatlosigkeit nur theoretische Begriffe sind, über die sich diskutieren läßt, die Schlesien, Breslau und Namslau nur vom Hörensagen kennt.

Eine lange Zeit, wenn man sich das vor Augen hält, aber nicht lang genug, als daß wir, deren Jugend vom Krieg und seinen Folgen zerstört wurde, vergessen hätten, was sich in „jenen Tagen“ zugetragen hat. Freilich sind auch uns viele Bilder verblaßt und besonders die aus glücklichen, unbeschwerten Kindertagen. Das Bild der Heimat, das wir in unser Erwachsensein und in die Welt, die uns heute umgibt, hinübergenommen haben, ist getrübt von den letzten Namslauer Impressionen aus der Zeit von Juni 1945 bis Oktober 1946. Diese Zeit ließ uns nach dem unglücklichen Januar 1945 noch einmal in Namslau leben, ohne „daheim“ zu sein.

Dienstag, 5. Juni 1945: Seit drei Wochen sind wir - aus dem Sudetenland kommend - unterwegs; von der sächsischen Grenze an zu Fuß, ausgehungert, ausgeplündert, entmutigt von den Elendsbildern des langen Weges durch das unglückliche Schlesien, aber immer neu beflügelt von dem Gedanken - Namslau! Dort erwartet uns die Heimat; dort finden wir unsere Wohnung, ein wenig verkommen vielleicht oder schlimmstenfalls geplündert im Durcheinander der letzten Kriegsmonate; aber die Wohnung gehört uns, und sie befindet sich in einem Haus, das mitten in Namslau steht; und Namslau liegt in Schlesien, wenn auch in einem besiegten und von Russen besetzten Schlesien. Aber Russen haben wir schon seit dem 8. Mai 1945 erlebt, und Deutschland ist auch am Rhein besiegt. Die Hauptsache ist, wieder einen Anfang zu haben und zu Hause zu sein. So rüsten wir uns für die letzte Übernachtung in der Scheune des Landwirts Kynast in Windisch-Marchwitz. Noch eine Nacht und nur wenige Kilometer trennen uns von Namslau.

Mittwoch, 6. Juni 1945: Gegen Mittag ziehen wir über die Ohlauer Straße an der Gasanstalt vorbei durch die Klosterstraße in Namslau ein. Wir glauben unseren Augen nicht zu trauen: Ist das Namslau, wie wir es vor knapp fünf Monaten verlassen hatten? Ausgebrannte Ruinen, Unrat, fremde Gestalten, polnische Laute. Wir sind so enttäuscht, so entsetzt, daß wir den Mut nicht mehr aufbringen, bis zu unserer Wohnung zu gelangen.

Wir nehmen den Weg zum katholischen Pfarramt, wo wir Pfarrer Stosiek und Kaplan Rimpler finden. Sie haben den Einmarsch der Russen in Namslau erlebt. Dort hören wir, was sich in den letzten Monaten seit unserer Flucht in Namslau zugetragen hat, wie die Stadt nach der Besetzung in Flammen aufging, daß polnische Verwaltung die russische Besatzungsmacht inzwischen inoffiziell abgelöst hat.

Jeder Deutsche ist verpflichtet, sich im Rathaus registrieren zu lassen, sich täglich zur Arbeit zu melden, eine weiße Armbinde zu tragen, die ihn als „niemieckiej“ (Deutschen) kenntlich macht, und dort zu wohnen, wo ihn die polnische Behörde einweist. Wie Schuppen fällt es uns von den Augen: Uns erwartet ein hartes Schicksal.

Namslau wieder den Rücken zu kehren, erscheint aussichtslos angesichts der Strapazen, die hinter uns liegen. So entschlossen wir uns zu bleiben. Wir melden uns also im Rathaus und erhalten dort einen „zaswiadczenia“ (Ausweis), unterschrieben vom „Burmistrz Namyslowa“ (Bürgermeister). Dieser weist uns als „Wohnung“ ein Zimmer in der „ulicy-Boleslaw-Chrobogo“ No. 7 (Klosterstraße Nr.7) bei Bäckermeister Gerlitz zu. Das Zimmer ist verhältnismäßig groß; jeder Deutsche darf aber nur 5 qm bewohnen. So müssen drei andere Namslauer das Zimmer mit uns, die wir vier Personen zählen, teilen. Die wenigen Habseligkeiten aus dem Rucksack, die uns verblieben, sind schnell verstaut. Inzwischen ist es Nachmittag geworden; wir wissen zwar noch nicht, wohin wir am Abend unser müdes Haupt

legen werden, denn es ist nur eine Bettstelle für uns sieben Personen vorhanden. Hauptsache, wir haben nach den 300 km Fußmarsch endlich ein Dach überm Kopf!

Aus diesen Gedanken werden wir aufgeschreckt durch einen polnischen Milizianten, der uns zur Arbeit holt: Wir müssen in der Mühlenstraße Wohnungen säubern, die von der russischen Besatzung verlassen sind und nun für polnische Bewohner hergerichtet werden sollen. Der Schmutz ist unbeschreiblich, das Badezimmer voll stinkenden Unrats, die Badewanne - in den vergangenen Monaten offenbar als Toilette benutzt - bis obenhin voll. Es gibt keinen Feierabend, bevor nicht alles gesäubert ist. Die Abende im Juni sind lang, aber es ist schon dunkel, als wir „nach Hause“ gehen dürfen. Wir sind so erschöpft, daß wir gar nicht zum Nachdenken kommen: weder über den vergangenen Tag, der nicht die fünf Monate lang ersehnte Heimkehr brachte, noch über die Zukunft, die uns 17 Monate festhalten wird in einer Stadt, die uns immer fremder wird. Auf dem Fußboden eines Zimmers in der ulica-Boleslaw-Chrobego No.7 in Namyslow verschlafen wir traumlos die erste Nacht.

Montag, 11. Juni 1945: Wir haben bereits „feste Arbeitsverhältnisse“: Mein fast 70jähriger Vater ist Hausknecht im ehemaligen Restaurant von Zurawski am Ring, wo die Polen einen Mittagstisch für ihre Honoratioren eingerichtet haben. Die Arbeit ist für ihn ungewohnt und schwer, vor allem das Wasserschleppen in großen Kübeln von der Pumpe am Hof des Schlossermeisters Wende in der Langen Straße (die Wasserleitung funktioniert noch nicht).

Meine Schwester ist im Haushalt des stellv. Landrats im Hause des Getreidekaufmanns Erich Kynast in der Peter-Paul-Straße. Die Arbeit ist nicht gerade schwer, aber nicht immer angenehm: Da die Toiletten noch verstopft sind und die Wasserleitung noch nicht intakt ist, dient eine Sandkiste auf dem Balkon des Hauses eben diesem Zweck. Und eine solche Kiste hat auch nur ein begrenztes Volumen und muß des öfteren mit frischem Sand gefüllt werden.

Ich gehöre zu einer Straßenkolonne, die die Straßen zu säubern und den Schutt der Ruinen, sofern er auf Bürgersteigen behindert, zu beseitigen hat. Eine relativ angenehme und zuweilen sogar gewinnbringende Arbeit, da wir in unbeaufsichtigten Augenblicken Gelegenheit haben, in den ausgebrannten Ruinen nach verborgenen Schätzen zu suchen: Hier findet sich ein alter Kochtopf oder ein transportabler Küchenherd, der aus dem Schutt ausgegraben wird, dort ein verschmutzter Soldatenmantel, der in der Weide notdürftig gereinigt wird, oder ein verbeulter Eimer. Aus dem Schutt des ausgebrannten Hotels „Goldene Krone“ am Ring graben wir etliche unversehrte Porzellanteller aus, und im Hof des Kaufmanns Heinzelmann am Krakauer Tor entdecken wir in einem großen Abfallhaufen einige ungeröstete Kaffeebohnen, die bei längerem Suchen eine Handvoll dieser Kostbarkeit ergeben.

Es gibt allerdings auch weniger angenehme Arbeiten: Tagelang müssen wir Leichen von russischen Soldaten umbetten, die ursprünglich mitten am Ring ohne Sarg begraben worden waren. Jetzt werden sie in einfache Särgе gelegt und auf einem eigens dafür hergerichteten Soldatenfriedhof auf dem Gelände des Krüppelheims bestattet.

Auch das Aufräumen des Schlachthofs bereitet uns Unbehagen und Ekel. Hier liegt eine Menge toter Kühe und Schweine, auch einzelne Pferde sind darunter; diese Kadaver scheinen sich zu bewegen: es wimmelt von fingerlangen Maden. Es ist mir nicht mehr erinnerlich, wohin wir diese Kadaver geschafft und vergraben haben.

Meine Mutter darf, da wir drei arbeiten, zu Hause bleiben und für uns kochen (so man etwas hat!). Daß diese Freistellung von der offiziellen Zwangsarbeit nicht unbedingt ein Vorteil ist, soll sich erst später zeigen.

August 1945: Die Zahl der Namslauer, die in ihre Heimat zurückkehren, wird immer größer (es sollen knapp 1000 gewesen sein). Inzwischen ist ein deutsches „Ghetto“ entstanden: in den drei unzerstörten Häusern der Klosterstraße, in der Brauhausstraße, in der Andreaskirchstraße und im Kruberhaus am Ende der Langen Straße. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, leben alle Deutschen unter den gleichen harten Bedingungen: zusammengepfercht auf engstem Raum, schwere, ungewohnte Arbeit ohne zeitliche Begrenzung, ohne oder mit ganz geringer Entlohnung, jeglicher Willkür der polnischen Behörden ausgesetzt.

Wenn wir auch zum größten Teil eine feste Arbeitsstelle haben, passiert es nicht selten, daß wir auf dem Wege zu oder von unserer Arbeit, am späten Abend oder in der Nacht zu einer „außerplanmäßigen“ Arbeit „geschnappt“ werden. Eine solche Arbeit konnte einige Stunden, einen ganzen Tag, manchmal auch mehrere Tage dauern, je nach Umfang und Notwendigkeit. Da stehen einige Waggons mit Getreide am Bahnhof; sie müssen schnellstens entladen werden, damit das Standgeld, das die Polen angeblich den Russen entrichten müssen, nicht zu hoch wird. Also holt man mitten in der Nacht schnell ein paar Deutsche, die bis zum Morgengrauen die Waggons entladen und anschließend auf ihrer normalen Arbeitsstelle 12 bis 14 Stunden arbeiten müssen.

In Nassadel steht noch ein ganzes Feld Weizen, der überreif ist. In kürzester Zeit werden ca. 20 Deutsche, die gerade auf dem Weg zur Arbeit sind, auf dem Ring zusammengetrieben (an ihren weißen Armbinden sind sie ja leicht zu erkennen) und nach Nassadel in Marsch gesetzt, um dort einige Tage zu bleiben, bis das Feld abgeerntet ist. Die Sorge der Angehörigen, wenn man abends nicht heimkommt, wen kümmert's? Der Katalog solcher Arbeiten mit all ihren Beschwerden und Unannehmlichkeiten würde Seiten füllen! Beschwerlich, weil diese Arbeiten oft erst anfangen, wenn man von seiner üblichen Arbeitsverpflichtung schon müde ist, weil man ständig von Aufsehern, meist sogar bewaffnet, angetrieben wird; unangenehm, weil man nie weiß, ob man überhaupt von dieser Arbeit nach Hause zurückkehren würde. „Sie schnappen wieder“ wird eine der gefürchtetsten Parolen in den von uns

bewohnten Straßen. Am meisten betroffen davon sind die Frauen, die offiziell nicht zu arbeiten brauchen. Sie sind tagsüber die ersten, die „dran sind“, weil die polnische Miliz nur die deutschen Straßen durchzukämmen braucht, um dort die notwendigen Arbeitskräfte herauszuholen.

September 1945: Auch die Zahl der nach Namslau zuziehenden Polen nimmt ständig zu. Der Raum für uns Deutsche wird immer enger und dürftiger; denn wenn ein Haus innerhalb des deutschen Ghettos noch einen halbwegs ansehnlichen Eindruck macht, wird es für die neu hinzukommenden Polen beschlagnahmt. So müssen wir auch innerhalb einer Stunde unser Zimmer in der Klosterstraße verlassen und finden mit den gleich uns Ausgewiesenen eine neue Bleibe im Seitengebäude der „Herberge zur Heimat“ neben der evangelischen Schule. Auch hier in der Andreaskirchstraße, ulica 3-go-Maja wie sie nun heißt, wohnen bereits einige Polen.

Unter ihnen sind - wie immer bei Einwanderern - alle Schichten vertreten: Abenteurer und Opportunisten, Ratlose und Gestrauchelte, die einen neuen Anfang suchen; viele teilen mit uns das gleiche Schicksal. Sie sind heimatlos, vertrieben aus dem an die Russen abgetretenen Gebiet östlich des Bugs. Sie sind unglücklich in der Fremde, aber sie sind gezwungen, von etwas Besitz zu ergreifen, was ihnen nicht als ihr eigen dünkt. So vielschichtig wie ihre Herkunft und ihr Schicksal ist auch ihr Verhältnis zu uns Deutschen: Die einen begegnen uns mit dem Hochmut über den Besiegten und der Rachsucht des einst Geknechteten, die anderen mit dem Mitgefühl und dem Verständnis des Mitmenschen. Zwei Beispiele mögen das verdeutlichen: Der Pole, der uns aus dem Zimmer in der Klosterstraße hinauswies, stellte sich vor das Kruzifix und rief

pathetisch in fließendem Deutsch: „Ich danke Gott, daß ich diese Stunde erleben und Rache nehmen kann an den verfluchten Deutschen!“ Die Polin, die uns gegenüber der Herberge zur Heimat wohnte, winkte uns in gebrochenem Deutsch in ihre Wohnung: „Komm Frau, verstecken, sie schnappen` wieder!“

November 1945: Die schwere Arbeit bei unzureichender Ernährung, die primitiven Wohnverhältnisse und mangelhafte Hygiene, die Aussichtslosigkeit unserer Lage zehren immer mehr an unseren Kräften.

Zwar hat sich inzwischen ein polnischer Arzt niedergelassen, und in der Apotheke Sokoll am Ring sitzt bereits ein polnischer Apotheker. Aber wer von uns Deutschen kann das ärztliche Honorar oder die Medikamente bezahlen? Schwester Heladia vom St.-Hedwigs-Stift hilft in Krankheits- und Pflegefällen nach besten Kräften. Aber als Typhus ausbricht, sind auch ihre Möglichkeiten erschöpft. Hier darf nicht verschwiegen werden, daß der polnische Arzt in schwierigen Typhusfällen mit einer Dolmetscherin auch zu uns Deutschen kam und unentgeltlich ein Rezept ausstellte. Da aber fehlten die Zlotys, um die Medikamente zu kaufen. Herr Drogist E., der in der polnischen Apotheke arbeiten muß, erweist sich als rettender Engel. Er weiß es so einzurichten, daß wir die Medikamente ohne Geld abholen können, wenn er allein in der Apotheke ist. Trotzdem hält der Tod reiche Ernte: Ruth Bendix, 21 Jahre alt, stirbt nach einer eitrigen Angina. Der Typhus rafft Frau Nowak von der Schützenstraße und ihre Tochter, Frau Kalotschke, dahin. Nach langem Leiden stirbt Kürschnermeister Erich Kusche. Wahrscheinlich an Entkräftung durch den beschwerlichen Fußmarsch vom Sudetenland nach Namslau sterben Frau Pietzonka und deren Tochter von der Peter-Paul-Straße. Kurz hintereinander werden Herr und Frau Zimmer sen. vom Ring und Frau Müller aus dem Braustübel heimgerufen. Die Leiche von Fräulein Kilian von der Poststraße finden wir in der Stadtmühle; sie ist offensichtlich von einem Russen getötet worden. Das gleiche Schicksal hat schon vor Kriegsende die 16jährige Maria Schaaf (Schlachthof) ereilt.

In die Erinnerung an diese Toten mögen alle die eingeschlossen werden, die in jenen Monaten in Namslau starben, deren Namen ich nicht mehr weiß.

Weihnachten 1945: Unsere Gedanken gehen zurück an das Weihnachtsfest 1944, als wohl viele die nahende Katastrophe ahnten, aber keiner glaubte, daß sie so unmittelbar bevorstand. Es ist kaum zu fassen, daß seit dem letzten Weihnachtsabend in Namslau erst zwölf Monate vergangen sind. Nun „feiern“ wir Weihnachten in Namyslow, in irgendeiner Wohnung, die uns fremd ist, verarmt und von fremder Gewalt geknechtet. „Und doch - nie schritt Christus mächtiger durch die Erdenzeit, nie war sein Kommen deutlicher, nie seine Nähe spürbarer, nie sein Dienst köstlicher als jetzt...“ Diese Worte Kardinal Newmans haben hier einen ganz konkreten Sinn. Und so erreicht uns die Weihnachtsbotschaft dieses Jahres 1945 tiefer und unmittelbarer als je zuvor.

Das einzige, was uns wirklich „Heimat“ geblieben ist in dieser Zeit, ist die katholische Peter-Paul-Kirche. Hier hat sich nichts geändert, hier treffen sich die Christen beider Konfessionen zum sonntäglichen Gottesdienst; die evangelische Andreaskirche ist geplündert und verwüstet worden. Pfarrer Stosiek und Kaplan Rimpler können, wenn auch in ihren äußeren Lebensverhältnissen eingeschränkt, ihren seelsorgerischen Dienst ausüben, und sie tun es in ökumenischem Geist. Es bildet sich sogar ein kleiner Kirchenchor, der im Pfarrhaus unter Leitung von Kaplan Rimpler seine Proben abhält. Frau Heppner - ihr Mann war Lehrer an der evangelischen Schule - oder Fräulein Wichmann begleiten den Kirchengesang an der Orgel.

Das alles geht so lange gut, bis ein polnischer Geistlicher ins Pfarrhaus einzieht und nun für die Polen eigene Gottesdienste abhält, die allerdings nur spärlich besucht werden, weil den Polen der deutsche Gottesdienst besser gefällt. Kaplan Rimpler erhält seine Versetzung nach Frankenstein, und polnische Miliz scheut nicht davor zurück, uns (mit den weißen Armbindens) aus der Kirche zu irgendeiner Arbeit zu holen.

März 1946: Das Leben in Namslau scheint sich zu normalisieren; für die Polen, die hier ansässig geworden sind, natürlich fühlbarer und sichtbarer als für uns Deutsche, die nach den Worten der HI. Schrift nur wie „die Hündlein von den Brosamen, die vom Tisch ihrer Herren abfallen,“ etwas bekommen. Inzwischen haben nämlich die ersten polnischen Geschäfte ihre Tore geöffnet. Was sie anbieten, dünkt uns nach den Kriegsjahren und den letzten Hungermonaten wie Genüsse aus dem Schlaraffenland. Es gibt Waren, die wir seit Jahren nicht oder nur selten und rationiert bekommen haben: Fleisch, Speck und Butter, Milch, Eier und Zucker, Rauchwaren und Kaffee. Die Preise aber sind für die meisten Deutschen unerschwinglich!

Zwar zahlen einzelne polnische Arbeitgeber den Deutschen bereits einen Lohn, aber nicht regelmäßig und, an den Preisen gemessen, so gering, daß die meisten in den Geschäften angebotenen Lebens- und Genußmittel ein Wunschtraum bleiben. Ich z. B. verdiene in dem Sägewerk, in dem ich seit einiger Zeit acht bis zehn Stunden täglich arbeite, 1 Zloty pro Stunde, so daß ich - wenn's gut geht (d. h. wenn nicht gerade die Kasse des Chefs leer ist) - 50 Zloty wöchentlich nach Hause bringe. Aber weit reicht dieses Geld nicht: 1 Liter Milch kostet 15 bis 20 Zloty, 1 Schachtel Streichhölzer 10 Zloty, ein Pfund Pferdefleisch 20 Zloty. Auf Lebensmittelmarken, die man auch uns Deutschen zuteilt, sind die Waren billiger; aber wir Deutschen bekommen darauf nur 1 Brot für 5 Zloty und 1 Pfund Salz pro Woche, und dies nur nach stundenlangem Schlangestehen.

Wohl gibt es einige Deutsche, besonders gelernte und gesuchte Facharbeiter, die einen wesentlich höheren Lohn erhalten und ihr Leben, was das Essen und Trinken anbetrifft, etwas erträglicher machen können. Und unter diesen wiederum finden sich einige, die sich der Not derer, die wenig oder gar nichts verdienen, erbarmen und mit ihnen ihren Verdienst teilen. Und manch einer hat in irgendeinem Dorf des Kreises Namslau noch gute Bekannte, die vielleicht noch eine Kuh oder Ziege versteckt halten, ein Stück Garten bearbeiten können. Sie teilen manche Kostbarkeit mit uns, so daß es Stunden und Tage gibt, in denen unser Magen einmal nicht knurrt.

Im Gegensatz dazu aber zeigt das durch die Herrschaft der Sieger aufgezwungene Bild unseres Daseins zugleich auch einen anderen Aspekt: Da gilt jenes schreckliche Wort, nach dem ein Mensch der ‚Wolf‘ des anderen ist. Mißgunst und Neid, Habsucht und Verrat gelten auf der einen Seite genauso wie die Losung des Apostels Paulus: „Einer trage des andern Last.“ Beide Losungen bilden - zwiespältig wie sie sind - dennoch die Achse unseres Lebens mit all seiner harten Rechtlosigkeit und unseres Tuns und Lassens in dem ständigen Kampf um Selbsterhaltung und nackte Lebensfristung.

Juni 1946: Nun sind wir schon ein ganzes Jahr in Namslau. Eine Änderung unserer oft trostlosen Lage scheint nicht absehbar zu sein. Immer wieder versuchen einzelne, besonders allein stehende Männer, die ihre Familie jenseits der Oder-Neiße wieder zu sehen hoffen, einen Ausbruch aus diesem einer Gefangenschaft ähnlichen Dasein. Sie haben sich mühsam einige Zlotys zusammengespart, um mit der Bahn aus Namslau herauszukommen. Gewöhnlich kommen sie nicht weit: In Oels und Breslau werden sie aus dem Zug geholt, ihrer wenigen Habe beraubt und nach Namslau zurückgebracht. Bei der berüchtigten polnischen Sicherheitspolizei, die im früheren Altersheim in der Haselbachstraße „amtiert“, setzt man diese Flüchtlinge hinter

Schloß und Riegel. Die Behandlung der dort Inhaftierten unterscheidet sich kaum von den KZ-Methoden der Gestapo. Obwohl sich immer wieder die Aussichtslosigkeit solcher „Fluchtversuche“ zeigt, kreisen unsere Gedanken dennoch nur um die eine Frage: Wie kommen wir hier heraus? Wenn auch mancher Plan scheitert und manche Hoffnung begraben werden muß, taucht immer wieder der Gedanke auf: Nur fort von hier! Welch tragische Umkehrung unserer Hoffnungen und Wünsche im gleichen Monat vor einem Jahr! September 1946: Obwohl kein Radio, keine Zeitung uns erreicht, dringen Nachrichten, „Parolen“ und Gerüchte durch, daß unter dem Schutz der Siegermächte die „Umsiedlung“ der deutschen Bevölkerung aus den von den Polen besetzten Gebieten begonnen hat. Lange hat uns keine Nachricht so hoffnungsfroh gestimmt wie diese. Wir klammern uns an jedes Gerücht - mag es noch so weit hergeholt oder unwirklich erscheinen -, das unser Hoffen auf ein baldiges Verlassenkönnen stärkt. Unkenhafte Parolen, die von einer Verschleppung in das Innere Polens sprechen, verstummen genauso wenig wie das Gerücht, daß die Polen die Ausweisung in einer ganz knappen Frist betreiben werden. So packt jeder seine Habseligkeiten, die - je nach Requirierungskünsten oder Glücksfällen bei polnischen Razzien - etwas umfangreicher sind als vor einem Jahr, und wartet auf die Stunde X. Oktober 1946: In der Tat erweist sich die letzte Parole von einem plötzlichen Aufbruch als wahr: Am 9. Oktober erscheint polnische Miliz in unserer „Wohnung“ und fordert uns zum sofortigen Verlassen auf. Ein Glück, daß wir unser „Hab und Gut“ seit 14 Tagen fix und fertig gepackt haben. Mit einigen hundert Namslauern werden wir in der Kaserne zusammengetrieben. Wir kampieren drei Tage und Nächte auf dem Boden hoch oben unterm Dach. Die Polen haben ein letztes Mal Gelegenheit, uns um das wenige, was uns verblieb, zu erleichtern. Bei einem finden sie noch ein halbwegs ansehnliches Kleidungsstück, bei einem anderen ein paar Schmuckstücke oder Trauringe, die alle russischen Plünderungen überstanden haben und in einem Kopfkissen eingenäht sind. Am 12. Oktober wird der erste Transport Namslauer- meist solcher, die nach den ersten Aufräumungs- und Aufbauarbeiten den Polen nicht mehr nützlich zu sein scheinen - am Bahnhof zusammengestellt. Die Lokomotive dampft schon, als wir den Zug besteigen. Etwa je 60 Personen in einem Viehwaggon, so kehren wir zum zweiten Male seit jenem denkwürdigen 19. Januar 1945 Namslau den Rücken. Als sich der Zug in Bewegung setzt, stimmt irgendeiner in unserem Waggon das Lied an: Harre meine Seele, harre des Herrn ... Dann rollt der Zug westwärts - einem unbekannten Ziel entgegen.

Zehn Jahre später wird die Inschrift auf einem Stein vordem Verwaltungsgebäude e Bericht aus dem Jahr 1966. Verfasser wurde „aus verständlichen Gründen“ nicht angegeben. Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.43, S.11, und Nr.44, S.5iner westdeutschen Kreisstadt künden und mahnen: Namslau - Schlesien - unvergessen!

Rückkehr nach Namslau 1945

von G.F. Verfasser nicht näher genannt. Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr.50, S.11ff

Von der Groß-Marchwitzer Höhe, die ich auf meinem Weg in Richtung Namslau nach mancherlei Abenteuern erreicht hatte, sah ich zuerst den Wasserturm. Unversehrt blickte er in seiner charakteristischen Gestalt wie in friedlichen Tagen über der Oststadt. Das beruhigte mich; denn nun hatte ich weniger Grund, an umfangreiche Kriegsschäden zu glauben, wie ich sie unterwegs auch in kleineren Ortschaften erlebte. Während meines "Bahnsteigdienstes" im Breslauer Hauptbahnhof hörte ich von flüchtenden Namslauern, der Wasserturm sei von sowjetischer Artillerie zerschossen worden.

Dann ließ ich meine Augen über die Dächer und Türme der Stadt schweifen, die wie eine Fata Morgana in der flimmernden Luft eines sommerlichen Junitages über Wiesen und Felder

heraufstieg. Nirgends fand ich in der Front der Häuser eine Lücke; vom Krakauer Tor bis zur Brauerei Haselbach zeigte sich die vertraute gezackte Silhouette der Stadt.

klein Herz schlug höher, rascher setzte ich die Schritte. Es galt, das letzte Wegstück ohne Schwierigkeiten zu bewältigen. Die ersten Namslauer Häuser zeichneten sich klarer ab. Suchend glitten meine Augen darüber hin und stockten: Ahnung wurde zur traurigen Gewißheit; denn das „Haus, in dem ich frohe Kindertag verbrachte, stand nicht mehr. Von Rauch und Feuer geschwärzte Mauern, der nackte Schornstein, verkohlte Balken reckten sich anklagend gen Himmel. Verzweifelt und trotzig zugleich suchte ich in den Trümmern nach brauchbaren UbrigbleibseIn. Indessen war die Mühe vergeblich, zu gründlich war gebrandschatzt worden.

Nur die Kellergewölbe waren erhalten; doch wie sahen die Kellerräume aus! Zerschlagene Krausen und Flaschen lagen herum, dazwischen Holz und sonstiges Gerümpel. In einer Ecke fand ich Kartoffeln, die ich sogleich sortierte, um sie vor weiterem Verderb zu bewahren. Die Wasserleitung war, wenn auch verbogen, noch intakt. Deshalb machte ich mich auf, einen Topf zu suchen, in dem ich kochen konnte.

Auf diesem liege kam ich in den ehemaligen Garten; jetzt wucherte das Unkraut, dazwischen aber trieben die Erdbeeren. Beerensträucher, Kirschen- und Pflaumenbäume trugen reiche Frucht, was mir nur willkommen war.

Inzwischen mußte ich ans Essen denken. Der Speiseplan war schnell entworfen: täglich gab es zwei Mahlzeiten, bestehend aus Kartoffelsuppe, die vormittags als Tagesration gekocht wurde. Für den Nachtsch fanden sich reife Beeren oder Kirschen.

Ja, wo schlafen, "wohnen"? Ich zog den Keller in Erwägung, auch einen an das Haus angebauten Schuppen, entschloß mich aber aus Gründen der Sicherheit für ein unweit gelegenes Transformatorhaus, wo ich im Obergeschoß auf einer schmalen Plattform, welche nur durch eine eiserne Steigleiter zu erreichen war, eine Schlafstelle aus einem mit Holzwolle "gepolsterten" Schrankteil errichtete. Diese Zutaten "lieh" ich mir im verwüsteten Nachbarhaus, wobei mich ungute Gefühle plagten. Meine Skrupel besänftigte der Zustand der Räume, wo "Vandalen" gewütet hatten. Zertrümmerte Einrichtungsgegenstände, Federn und Schmutz lagen überall; widerlicher Geruch raubte mir fast den Atem. Einige brauchbare Bücher, die ich in diesem Durcheinander erhalten vorfand, nahm ich zur Unterhaltung ebenfalls mit.

Meine kleine Tätigkeit in den folgenden Tagen beschränkte sich auf gelegentliche Arbeiten im Garten, um diesen vor gänzlicher Verunkrautung zu bewahren; dabei beobachtete ich die Nachbarschaft, um vor Überraschungen gesichert zu sein.. Ich entdeckte, daß dass andere Nachbarhaus von einer fremden Familie bewohnt war, deren laute Unterhaltung mich reizte, hinter den Sinn des Gesprächs zu kommen. Außer "da, da" und "njet" verstand ich jedoch nicht viel. Nie sah ich einen Soldaten in der Nähe dieses Hauses. Bekanntlich wohnten die Sowjettruppen (mit ihren Angehörigen) in bewachten Gemeinschaftsunterkünften. Denkbar war, daß diese "Nachbarn" Umsiedler aus dem von der Sowjetunion annektierten Ostpolen waren. Doch ich konnte das Geheimnis nicht mehr lüften.

Vor zudringlichen Augen und ungebetenen Gästen schützte mich in dem Transformatorhaus, in dem die elektrotechnischen Anlagen noch nicht installiert waren, eine Tür aus Stahlblech, die ich fest von innen verriegeln konnte. Wie gut es war, meine Spuren zu verwischen, zeigte sich eines Tages, als ein Zivilist mit untergelegtem Gewehr und Armbinde auffällig suchend

durch das Gelände streifte und auch meine Behausung zu visitieren gedachte, wobei ihm die erwähnte Tür Halt gebot. Ich pries meine Vorsicht, sagte mir jedoch, daß etwas zu unternehmen sei; denn so unbeobachtet bliebe ich doch nicht.

Zum Handeln zwang auch der knapper werdende Kartoffelvorrat. Also mache ich mich auf, die Reife der Äpfel und des Getreides zu prüfen. Kleine Expedition war jedoch verfrüht, so daß ich mit leeren Händen "heimkehrte". Deshalb beschloß ich anderntags, Bekannte im nahen Giesdorf aufzusuchen, die ich dort währte. Giesdorf schien mir dafür geeigneter, weil ich hier keine polnische Miliz vermutete. Auf meinem Schleichweg nach Namslau hatte ich entsprechende Beobachtungen über deren Stationen anstellen können. Deshalb mied ich auch das Zentrum der Stadt, wo ich befürchtete, nach "dokumenta" befragt zu werden. kleine Ausweise, die ich versteckt hatte, waren gewiß nicht geeignet, bei Polen oder Russen im Verein mit meinem "Aufzug", der trotz meiner Jugend sehr militärisch war, Vertrauen zu erwecken. Zum anderen wollte ich mir den Rückweg über die Oder offenhalten, weshalb ich jeder "Registrierung" zu entgehen trachtete.

So befand ich mich also auf dem Weg nach Giesdorf, immer in respektvoller Entfernung über Wiesen und Felder an dem ehemaligen RAD-Lager vorbei, das inzwischen ein sowjetisches Militärlager geworden war, entlang der neuen Kartoffelflockenfabrik Richtung Schrebergärten, als mir plötzlich ein russischer Soldat mit angelegter Maschinenpistole den Weg versperrte und mir bedeutete, stehen zu bleiben. Was er sagte, verstand ich nicht; seine Gebärden mit seinem Schießisen waren umso eindeutiger. "Dokumenta" wollte er sehen; die er verlangte, hatte ich nicht; darauf großer Auflauf: Spion 1

Nun saß ich schön "in der Tinte". Ohne das zu ahnen, war ich geradewegs in ein Munitionslager gelaufen, das die Russen im Schrebergarten versteckt angelegt hatten. Und ich hatte nur die Absicht, einen Blick in unseren Schrebergarten zu werfen, der am Ostrand lag!

Als Spion wurde ich - hinter mir ein Posten mit gefälltem Gewehr - zum Befehlsstand in die Kartoffelflockenfabrik geführt. Langsam wurde mir die Situation bewußt, da ein Wort die erregt geführte Unterhaltung der Russen beherrschte: sastrilla (der Fachmann verzeihe die Schreibweise), das ich aus früheren Erfahrungen kannte. Im Geist sah ich mich mit dem Gesicht zur Wand stehen.

Ein guter Engel muß jedoch die Entscheidung beeinflußt haben; mir wurde mit grimmiger Miene zu gehen bedeutet; hinter mir stapfte in gewohnter Weise der Posten. Wir marschierten über die Eisenbahnbrücke, am "Rummelplatz" vorbei, durch die Kasernen- und Feldstraße zur sowjetischen Kommandantur am Pietzonka-Platz, wo der Kommandant, vermutlich von meiner Jugend angetan, vielleicht von meiner Harmlosigkeit überzeugt, verfügte, mich der "Bespieka" zu übergeben. Erneut marschierte ich vor dem Posten mit schussbarem Gewehr, diesmal in die Milizkommandantur in der Peter-Paul-Straße. Dort wurde ich eingesperrt. Das war meine Rückkehr in die Heimat, mein Einzug in Namslau 1945.

Wilkau, Kreis Namslau, nach dem Zusammenbruch'

Beobachtungen und Erlebnisse eines Kolchosearbeiters daselbst Von Gustav Kartschoke (Früher Lehrer in Wilkau), Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr. 45, S. 4ff.

Als ich, vom Volkssturm Namslau kommend, am 26. Mai 1945 von Namslau nach Wilkau „pilgerte“, kamen zwei Polen auf Fahrrädern mit umgehängten Maschinenpistolen und riefen mir zu: „Deutschland, Deutschland über alles!“ Ich schlug daher den Mittelweg nach Wilkau ein.

Da wir auf dem „Rückzug des Volkssturms“ schon viele Zerstörungen gesehen hatten, war ich gespannt, wie Wilkau aussehen würde. Als ich auf dem hügeligen Mittelweg war, sah ich die Wilkauer Schule. Sie war unversehrt, aber nur äußerlich.

Im ersten Stock war eine russische Befehlsstelle untergebracht gewesen; die Kabelstücke hingen noch da. Reste von Möbeln standen in der Küche; alles verschmutzt, knöcheltiefer Dreck, Glas- und Kristallsplitter. Die Türen standen offen; jeder hatte Zutritt. Die Schubladen, auch von Schränken, hatten die Russen als Transportgefäße für ihre Beute benutzt.

Unterhaltungsbücher waren zum Teil noch vorhanden, aber stark verschmutzt. Dagegen waren Lehrbücher, Atlanten, Landkarten und Anschauungsbilder von besonderen Kommissionen der Russen restlos fortgeschafft worden.

In Wilkau waren zwei Kolchosen eingerichtet worden. Die eine für Ober- und Nieder-Wilkau einschließlich Woitsdorf, Kreis Oels, befand sich im „Kanitz-Haus“, die andere für Mittel-, Hohen-, Neu- und Klein-Wilkau hatte ihre Verwaltung im Gutshaus Mittel-Wilkau. Die deutschen Frauen hatten täglich Kartoffeln zu schälen. Bauern und Landwirte hatten ihre gewohnte Beschäftigung: jäten und Holz sägen oder Holz hacken. Die „verschleppten“ ukrainischen Mädchen (Gastarbeiter) wurden auch in Wilkau zusammengezogen. Sie

sprachen gut Deutsch und waren „westlich“ gekleidet. Ich sprach öfter mit ihnen: Sie hatten nicht die geringste Lust, „nach Hause“ zu kommen, und erzählten mit Stolz, wo sie in Deutschland gearbeitet hätten und wie gut sie es hätten. Sie wollten wissen, wie weit es sei, um in den amerikanischen Sektor zu gelangen. Sie sind - wie ich später erfuhr - niemals „heimgekommen“, sondern weit hinter den Ural. Vorher hat man ihnen ihr Gepäck, vor allem die „westliche“ Kleidung, weggenommen. Zahlreiche Wohnhäuser der Bauern und Landwirte waren ausgebrannt, Scheunen, Schuppen und Stallungen dagegen unversehrt. Den 1. Mai 1945 hatten die Russen mit viel Wodka gefeiert. Dann zündeten sie aus Festtagsfreude viele Wohnhäuser an. Auf den Hausböden lagen knöcheltief Bettfedern. Die roten Inletts waren zu Fahnen verarbeitet worden. Ich sah von weitem, wie unser Kriegerdenkmal in Blöcke zerlegt wurde. Das Dorfschild „Wilkau“ lag im Graben auf der „Feist“-Seite. Ein Ortsschild stellten die Russen auf und nannten unser Dorf „Wilk“; die Polen pflanzten ein zweites Schild auf der anderen Seite ein, auf dem „Wilkowa“ stand. Die Bahnstrecke wurde instandgesetzt. Täglich fuhr ein Zug nach Breslau hin und zurück. Ein Gleis benutzten die Russen, das andere die Polen.

In einem Hause auf der Peter-Paul-Straße in Namslau wurden die Landwirtschaften an die Polen verteilt. Schmerzlich war es für mich zu sehen, wie sie mit Panjewagen auf unserer schönen Wasserpromenade fuhren. Die einsickernden Polen brachten meist nur eine Kuh mit. Diese wurde in der Wohnstube untergebracht, da sie sonst von den Russen fortgeholt worden wäre.

Diese Polen versicherten uns oft, daß sie selbst Vertriebene seien und daß wir nicht ihretwegen fortzugehen brauchten. Die russische Besatzung erklärte uns, daß alle Deutschen ausgewiesen würden; aber nicht eher, als bis sie selber abrückten. Ich sah an der Mittel-Wilkauer Mauer einen Anschlag betr. Pferdezahl; die Hälfte in Deutsch, die andere Hälfte in Polnisch. Darunter stand: „Unter polnischer Verwaltung“. Und heute?

An der Chaussee nach Namslau waren links und rechts breite Streifen der Felder leer gefressen von dem zahlreichen Vieh, das ostwärts getrieben wurde. Lange Züge von Panjewagen sah ich; an jedem zwei bis drei Pferde angebunden. Auch wertvolle Möbel wurden per Auto abtransportiert.

Eine Anzahl Deutscher war zurückgekommen. Teils wohnten sie im „Leute“-Haus von Ober-Wilkau, teils im Landjägerhaus. Bauer Bernhard Skupin (der die schönste Feldblumenwiese von Wilkau hatte) war dageblieben. Er konnte sich nicht von seinem Besitz trennen. Als die Russen kamen, fanden sie bei ihm einen Fliegerdolch (von einem seiner Söhne, der bei der Luftwaffe war). Er wurde erschossen. Landwirt Robert Mieth und Frau wählten den Freitod; auch die Frau des Bauern Otto.

Bei Fleischermeister Feist wurde für die Russen geschlachtet und Wurst gemacht. Für Deutsche war der Zutritt verboten. Ihm halfen Herr Krichler und Herr Twardzik. Oft kamen Polen, die ihre Kuh suchten. Fell und Klauen mußten schleunigst weggeräumt werden.

Die Russen waren erfinderisch: Sie setzten in Mittel-Wilkau eine Lokomobile in Gang und erzeugten damit elektrisches Licht. Alte Russen waren nicht deutschfeindlich, eher gemütlich. Dafür waren jüngere Sowjetrussen gefährlich, besonders wenn sie unter Alkohol standen. Dann machten sie Jagd auf deutsche Mädchen, die wieselflink in den Kellerlöchern verschwanden.

An einem Sonntagmorgen mußten Landwirt Paul Heinrich und ich die zerschlagenen Möbel aus dem Gutshaus von Mittel-Wilkau über die Mauer werfen. Dort holten sich die Deutschen das Holz zur Feuerung. Die Schulbänke standen auf dem Sportplatz; auch sie dienten zum Heizen.

Vor dem Gutshaus in Mittel-Wilkau stand das Harmonium, das in der Schule zum evangelischen Gottesdienst gebraucht wurde, oben aufgeklappt, die Tastatur auch frei. So verrottete das Instrument in Wind und Wetter. Der letzte Aussiedler war Tischlermeister Heinrich Schöbel, der von seinem Vorrat an Brettern neue Schulbänke anfertigen mußte.

1945 war ein „fruchtbares“ Jahr; alles wucherte und wurde nicht gepflegt. Überall waren Schmutz und Unrat.

Erlebnisse aus den Jahren 1945/46 in Hönigern'

Von Pille Hoffmann

Die letzte Nacht unserer Heimfahrt nach der großen Flucht verbrachten wir in Fürsten-Ellguth. Am kommenden Tag, am 1. Juni, würden wir unser Hönigern erreichen. Wir waren ein typischer Treck: ein Mann, acht Frauen, vier Halbwüchsige und zehn Kinder unter 14 Jahren.

In zwölf Tagen hatten wir mit zwei Pferden vor einem Ackerwagen gegen 600 km zurückgelegt. Am 19. Mai waren wir in Görkau, Kreis Komotau, aufgebrochen und überschritten noch am gleichen Abend im strömenden Gewitterregen die sächsische Grenze, ohne geplündert zu

werden. In Freiburg erwirkte meine Mutter einen Ausweis in kyrillischer Schrift. Darauf stand, daß wir unbedingt zum Frühjahrsanbau nach Schlesien müßten. Die kyrillischen Buchstaben wirkten wie ein Wunder. In Dresden wurden wir als einziges Gefährt über die Elbbrücken geleitet. In Görlitz fuhren wir über eine Notbrücke, dann über Lauban (Queiß), Goldberg (Katzbach) nach Striegau. Hier wurde unser Treck registriert und zwar das Haupt jeder Familie, aber mit russifiziertem Namen. Unsere Mutter hieß Hildegard Albrechtowna; Frau Boja: Agnes Josefowna - der Familienname wurde nicht registriert. Auf dem ganzen Weg hatten wir Glück: Niemand in unserem kleinen Treck war gestorben, niemand war verschleppt worden. Wir waren sehr dankbar.

Obwohl wir stundenlang durch das verbrannte Dresden gefahren waren, erschütterte uns die große Zerstörung im schlesischen Land immer neu: Wie sahen die geplünderten Häuser aus! Die Sauerkrautfässer hatte man vollgemacht; Federbetten aufgeschnitten und Sirup reingegossen; halbleer gegessene Einweckgläser hatte man mit Urin aufgefüllt. Und in alle Zimmer hatte man Haufen gesetzt. Niemand wagte sich in die Felder, um das verwesende Vieh zu begraben, denn Warnschilder wiesen auf Minen hin. Schwärme von Fliegen stiegen vom Aas auf, wir mußten uns oft erbrechen und konnten trotz des Hungers wenig essen. Jeden Abend öffneten wir eine Kartoffelmiete und kochten den Tagesbedarf ab, den wir am nächsten Tag kalt im Gehen aßen.

In Fürsten-Ellguth lebte eine Tochter von unserem Nachbar, Scheurer, Frau Hürdler. Ihr Hof war wie alle anderen Höfe verkommen, beschmutzt. Das fiel uns schwer aufs Herz. Wir hatten gehofft, rechts der Oder würde es besser sein. Nun machten wir uns mit dem Gedanken vertraut, daß auch unsere Häuser in Hönigern so aussehen würden. Nur die Kinder schliefen in dieser Nacht. Im Morgengrauen brachen wir auf. Wir wurden zwischen Hoffnung und Verzweiflung hin und her gerissen.

Seydlitzruh schien nicht zerstört; aber schon Hessenstein, ein kleines Straßendorf, war restlos abgebrannt. Endlich in Saabe bekannte Menschen und - o Freude! - gute Nachrichten: In Hönigern sei herrliches Leben; dort seien alle Kühe aus der Umgebung, dort wäre Arbeit, täglich Suppe und Schutz durch die Russen.

Dann kam der lange Wald zwischen Saabe und Hönigern. Wir konnten es nicht mehr aushalten. Wir begannen zu rennen und standen endlich am Waldrand. Wir atmeten laut und begannen zu lachen und zu weinen. Der Kirchturm schaute aus den hohen Linden, der Brennereischornstein war unversehrt. Also mußten auch unsere Häuser heilgeblieben sein. Bis zum ersten Haus waren es noch mehrere hundert Meter. Dieser Weg war ein einziges Glück.

Aber an diesem ersten Haus stand der alte Herr Stock und sagte Unverständliches: Hoffmann sei abgebrannt und Wasner, überhaupt, in der Siedlung sei viel passiert. Wir konnten es nicht glauben! Vielleicht ist es die Scheune, trösteten wir uns. Dann standen wir am Hoftor. Ein Schilderhaus versperrte den Eingang, über den ganzen Zaun war ein riesiges Transparent mit der Siegesbotschaft angebracht - unser Hof war russische Kommandantur.

Hinter den hohen Linden sahen wir die Ruine unseres Hauses. Wir waren wie betäubt. Plötzlich Geschrei! Der Russenmajor erschien. Er hob die Mutter auf und warf sie mit aller Gewalt an das Hoftor. Es wurde herumgebrüllt, wir sollten abgeführt werden, dann wurde alles widerrufen. Die Aufregung unter den Russen war groß. Wir verstanden nur ein Wort, das mit großer Befriedigung ausgestoßen wurde: Kapitalisti.

Wir richteten uns im Haus von Frau Klose ein und erwarteten den kommenden Morgen. Unser Schicksal war ganz ungewiß - es war einzig von der Großmut oder der Laune des Majors abhängig. Für die übrigen unseres Trecks gab es Freude und Enttäuschungen. Unter den Volkssturmmännern, die bereits da waren, befand sich Herr Wasner.

Am nächsten Tag war eine Art Appell. Jetzt war der Major ganz gnädig. Er lobte das gute Aussehen unserer Mutter, die wie eine Zigeunerin aussah, sonnenverbrannt, mager, von den Aufregungen entstellt. Er sagte: In Rußland würde sie für diese Kinder viel Geld bekommen. Besonders gefiel ihm der Vorname meiner Schwester Käthe: „Katharina sei ein echt russischer Name!“ Schließlich befahl er, daß wir in die Franzosenbude ziehen sollten. Die Kapitalisten sollten für die Sowjetmacht arbeiten.

In der Franzosenbude, einem alten Haus auf dem Grundstück des Gastwirts Vogt, hatten die französischen Kriegsgefangenen gewohnt, deshalb waren auch die Fenster vergittert. Nur im dritten Raum war eine Ausstiegsmöglichkeit, die wir als erstes vergrößerten. Bettgestelle, Strohsäcke und Wandkästen waren zu einem wirren Haufen vermengt. Man hatte wohl Konserven des Internationalen Roten Kreuzes, Liebesgaben oder ähnliche Schätze vermutet. Das Gerümpel ging bis zu den Hüften, und wir hatten einen ganzen Tag tüchtig zu tun. In dieser wütenden Arbeit entstand so etwas wie gute Laune und Optimismus. Wir lebten und würden alles überstehen. Als erstes organisierten wir uns „Schanzerbetten“, die noch vom Unternehmen Barthold vorhanden waren. Jeder hatte wieder ein Bett. Wir waren keine Flüchtlinge mehr, sondern Einwohner in unserem Hönigern.

In Hönigern war die Rote Armee kampflos eingezogen. Erst danach wurden ganz systematisch die Post, die Schule, das Pastorat, unser Haus und die Häuser der Gemeindeschwestern, des Fleischers Sämman und des Bürgermeisters angezündet. An Wasners Haus stand „Feuermeldestelle“ - das roch nach Amt - das Haus wurde angesteckt. Warum alle Gebäude von Scheurer vernichtet wurden, konnte sich niemand erklären. Vielleicht hatte man Fotos der Söhne gefunden, die Soldaten waren. Wer weiß es! Um sechs Uhr Moskauer Zeit, also früh um vier Uhr, ging die Kirchenglocke, und bald versammelten sich alle Arbeitskräfte in unserm Hof. Den Kalfaktor machte ein Herr Smorodinzeff, ein merkwürdiges Männlein, oft besoffen, oft tobend, eine Kreatur der Russen.

Franz wurde zum Schafstall, ich mit den Schwestern Käthe und Hilde zum Kühehüten abgestellt. In Hönigern gab es damals wohl 500 Stück Rindvieh. Das Vieh wurde einfach ins Feld getrieben, wo es sich besonders gern an die Kleeschläge heranmachte. Mittags' wurde es an den Mönchteich gebracht. Von drei bis sechs Uhr war der zweite Austrieb. Es gab viel Aufregungen. Oft kalbte Jungvieh, und wir wußten uns nicht zu helfen. Einmal fehlten 18 Kühe. Wir sahen uns schon erschossen. Da kam eine andere Herde mit 18 Stück Überschuß, und wir konnten aufatmen.

In diesen ersten Tagen wurden alle Kartoffelmieten geräumt. Nur auf einem Feld wurden Kartoffeln gesteckt. Alles andere wurde in der Brennerei zu Spiritus verbrannt. Allmählich gelangte in jede Familie eine Flasche mit Spiritus, und wir bekamen im Handumdrehen die Läuse weg. Das war ein großer Trost. Im Bereich der Höniger Siedlung gab es nur drei Kartoffelschläge: ein Feld bei Ludwig, ein Feld bei Scheurer und eines bei der Richter- Marthel. Die Kartoffeln, die im Juni gesteckt wurden, konnten nur als Futterkartoffeln verwendet werden.

Im Juni/Juli 1945 konnte man noch einigermaßen gut leben. Es gab klares, gesundes Wasser. In jedem Keller lagen Kartoffeln. In den Gärten fand man Meerrettich, Schnittlauch und

Maggiträucher. In einigen Kellern gab es sogar noch Kohlen. Manchmal war auch das Sauerkrautfaß rein geblieben. Man entwickelte eine Witterung für Nahrungs- mittel und Gebrauchsgegenstände. Wir fanden Wannen, Schüsseln, Töpfe und Eimer. Aus unserer Ruine gruben wir Teller aus, die den Brand überstanden hatten. Ja, der Fleischwolf, den Mutter plötzlich hervorzog, war noch brauchbar.

Im Eckersdorfer Dominium entdeckte man Rübenschnitzel und Viehsalz - Kostbarkeiten. Im Arbeitsdienstlager in Sandvorwerk holten wir Schemel, Tische, Spinde und Drillichzeug sowie die graugrünen Mäntel, die wir aber wieder abgeben mußten. Ich machte Streifzüge bis Dachsberg, Rogelmühle und Hubertus und brachte immer etwas mit.

Auf den Feldern wuchs der Roggen heran - wir hofften, auch ohne Kartoffeln über den Winter zu kommen. Inzwischen mußte sich ja das Leben normalisieren! Diese Zeit konnte ja nur ein Übergang sein! Wir waren voller Lebenskraft, voller Optimismus und Hoffnung. Teile des Dorftrecks trafen ein, darunter unsere geliebten Nachbarn Ott, die ihr „Häusle“ besetzt fanden, ferner Simoski, Wenzel, Menzel, Kornau, Jäschke, Mönch und Gastwirt Vogt. Jeder wurde stürmisch begrüßt. Er war nicht nur ein Nachbar, sondern eine Kraft, die sich gegen Russifizierung oder Polonisierung wehren würde. Die meisten Siedler hatten 1919 in Westpreußen ähnliche Erfahrungen gemacht. Man durfte nur keine Panik aufkommen lassen. Herr Mönch sagte: „In fünf Jahren lachen wir darüber!“ Und auch Frau Wasner wußte Trost: „Der alte Gott lebt noch!“

Mitte Juni ging ich mit meiner Mutter nach Namslau. Die Brandruine des Zollhauses ließ uns das Schlimmste befürchten - und das traf dann auch ein. Obwohl die Zerstörung alle Vorstellungen übertraf, schöpften wir bei diesem Besuch große Hoffnung. Hier war der gleiche Optimismus, das Gefühl des Nicht-unterkriegen-Lassens: Frau Toebe in Hosen, mit blitzenden Augen wie der Alte Fritz; Liesel Peter, die Straße fegend; Oberstudienrat Pickert als Arbeiter bei den Russen - das war so unglaublich, das mußte ein Übergang sein.

Aber bald merkten wir, wie sich alles seltsam veränderte, nicht in unserm Sinn. Die Zäune verschwanden. Der Unterschied von mein und dein verwischte sich endgültig. Natürlich waren Zaunlatten herrliches Brennholz, aber ihre Entfernung bedeutete mehr. Man benutzte nicht mehr die Straße, sondern Trampelpfade, die durch alle Gärten gingen. In dem hoch wuchernden Unkraut war man unsichtbar - und verschwinden können, wenn es notwendig wurde, das wurde ein Ziel des Lebens. Da wir fast den ganzen Tag hindurch für Lebensmittel sorgten, vor der Arbeit, während der Arbeit, nach der Arbeit, war es wichtig, schnell verschwinden zu können.

Die Melkefrauen trugen zwischen den Brüsten Flaschen, die sie geschickt während des Melkens füllten. In die Innenseiten der Röcke wurden große und kleine Taschen genäht. Ärmel wurden abgebunden, mit Kartoffeln gefüllt, oben zugebunden, und lässig über den Arm geschlenkert, heimgebracht.

Noch war es Hochsommer. Üppig trugen die Johannis- beeren. Besonders bei Scheurer - hinter der Mauer - war man ungestört.

Selbst unsere Mutter wurde bald eine verwegene Organisiererin. Sie stahl unter den Augen der Wache ein Huhn aus unserem Hühnergarten. Die Hühner waren bereits halb verwildert, bäumten nachts in den Holunderbüschen auf. Einmal hatte Mutter im Spritzenhaus Dörrgemüse entdeckt, das noch von den Schanzern dort lagerte. Sie rannte mit einem Kopfkissenbezug los, um den Schatz zu bergen. Auf dem Rückweg begegnete ihr der Major. Er kontrollierte das Zeug und schnob vor Verachtung, daß wir so was fressen. Einmal kam er in unsere Franzosenbude.

Wir machten gerade polnische Klöße. Jeder war beschäftigt. Sieben Mann in voller Tätigkeit. Er stand in der Tür, guckte, grientete breit und sagte: „Fabrik!“

Dieser Russenmajor war das Hauptthema dieser Wochen. Er war untersetzt, breit, vital. Er liebte seine Macht. Er fuhr mit dem Motorrad durchs Dorf. Dabei trug er Turnschuhe, Söckchen, Badehose, Handschuhe, Autobrille und Haarnetz. Niemand lachte bei seinem Anblick. Aber selbst für die Verhältnisse im Sommer 1945 war er zu gewalttätig, zu brutal. Gelegentlich hatte er Humor, aber dieser Humor schlug zu oft ins Schwarze um. Er mißbrauchte seine Macht, und als er nach Stampe, Kreis Oels, versetzt wurde, hieß es: das sei eine Strafversetzung.

Bis zum Ende der Russenzeit, also bis Ende Juli 1945, konnten wir Brot backen. Anfangs wurde bei Kietzmann, später in unserm Hof gemeinsam Suppe gekocht. Wenn eine Kuh einging, gab es manchmal Fleisch. Doch Ende Juli wurde das Vieh in einer riesigen Herde weggetrieben. Wir ständigen Hüter sollten bis Saabe mit. Aber als wir in der Schatuffke, einer Waldwiese bei Saabe, angekommen waren, hieß es: wir müßten bis Rußland. Das war eine verzweifelte Situation! Gegen Abend sind wir alle weggelaufen. Sie schossen hinter uns her. Wir versteckten uns im Korn. Spät in der Nacht kamen wir nach Haus.

Beim Abzug der Russen kam der „menschliche Güterzug“: Mehrere hundert Russen erschienen mit Wägelchen oder anderen fahrbaren Untersätzen und holten das gesamte Getreide und alle anderen Vorräte weg. Für eine Nacht war unser Hof eine Szene aus Asien. Feuerchen brannten, Bohnen wurden abgekocht, Unruhe und flackernder Feuerschein. Und immer wieder eintönig ziehende Klänge: Sie hatten die Orgelpfeifen in der evangelischen Kirche ganz rausgebrochen und machten Musik. Am nächsten Morgen brachen sie auf. Obwohl jeder nur etwa 50 Pfund wegschleppte, wirkten sie wie die Heuschrecken, da es ja mehrere hundert waren. Es blieb nichts übrig. Nachdem die Russen abgezogen waren, füllte sich das Dorf endgültig mit Polen. Die wenigsten stammten aus Ruthenien und Galizien; sie kamen aus den früheren Grenzgebieten, aus der Gegend von Tschenschow oder Lods. Die prominenteste Polin, die bei Ludwig eingezogen war, stammte aus Warschau und hieß allgemein: die Warschawianka. Die nettesten Polen wohnten auf dem Grundstück von Ott, die schlimmsten bei Heiduck.

Eine richtige Landplage wurde von da an das Gesindel, das heimatlos mit Panjewagen von Ort zu Ort zog und nur klaute. Es war gerissen und hemmungslos. Es tauchte auf und verschwand, ehe die polnische Miliz eingreifen konnte. Die wohnte erst bei Jäschke und zog später in das Haus von Koschig. Dort, genau an der Grenze zwischen Hönigern und Eckersdorf, hatte sie eine gute Übersicht.

Wegen der allgemeinen Unsicherheit - in den Wäldern gab es Partisanen, die einmal bei Simossek in Grünwald einfielen, grundsätzlich zu den Deutschen nett eingestellt waren (es waren wohl zusammengewürfelte Haufen von Ukrainern, Nationalpolen, lettischer SS und versprengter Wehrmacht) - wurde nachts eine Dorfwache gestellt. Zwei Polen, ein Deutscher.

Die Getreideernte setzte ein, und Eckersdorf rückte in den Mittelpunkt. Auf dem großen Dominium gab es nur ein klappriges Pferd. So wurden die großen Schläge allein mit Menschenkraft abgeerntet. Wir banden alles mit der Hand. Schließlich zogen die Frauen den Wagen und die Männer griffen in die Räder. Schober wurden gesetzt, besonders bei Sandvorwerk und bei Rogelmühle. Die Ernte dauerte viele Wochen. Noch im Spätherbst luden wir Roggen. Die Puppen waren umgefallen, die Körner hatten bereits fingerlange Triebe.

Trotz der schweren Arbeit behielten wir guten Mut. Die Bemerkungen der Frau Hübner mit ihrer piepsigen Stimme ernteten wahre Lachsalven. Wir arbeiteten in dieser Zeit bis zur Erschöpfung. Während der Erntezeit wurde im Hause Schneider für alle Suppe gekocht, auch für die Angehörigen der Arbeitenden. Jeden Tag gab es etwas Brot für die Arbeiter.

Wir bekamen mehr Stoppelblattern als gewöhnlich, erste Zeichen der Unterernährung. Das beste dagegen war Breitwegerich, der über Nacht den Eiter herauszog. Ende August 1945 begannen die typhusartigen Krankheiten. Frau Gastwirt Vogt, eine besonders liebe, mütterliche Frau, starb innerhalb von drei Tagen. Meine Schwester Käthe und mein Bruder Franz mußten sich ins Bett legen. Ich wurde aus der Arbeit geschickt. In ihrer Angst lief meine Mutter nach Namslau um ärztlichen Rat oder Hilfe. Man sagte ihr: „Ihre Kinder können krepieren!“ Wir fanden ein Hausbuch für Krankheiten, das auf Wasserbehandlung eingestellt war. Wir machten Güsse und Wadenwickel. Dann legten sich auch die anderen drei Geschwister ins Bett, so waren in einem Haushalt fünf Schwerkranke. Mutter und ich fühlten uns elend und durch den ewigen Durchfall geschwächt, aber wir konnten gehen.

Die Krankheit hatte bei jedem einen anderen Verlauf. Käthe war geistig völlig wirr, Bärbel hatte wohl eine Darmfistel, sie schrie vor Schmerzen. Ernst hatte Krämpfe und später Lähmungserscheinungen. Hilde lag nur ruhig und schlief. Da entdeckten wir in ihrem Hals den gefährlichen Belag, der bei Typhus auftreten kann (laut Hausbuch!). Hier half nur ein schneller Entschluß. Wir haben eine Zahnbürste in Spiritus getaucht und den Belag abgekratzt, immer wieder. Es war eine Pferdekur, aber vielleicht haben wir Hilde damit gerettet.

Im Dorf wurden oft die kräftigsten Frauen besonders schwer krank. Frau Boja, Frau Biewald erschienen nach ihrer Krankheit wie die Schatten ihrer selbst. Else Mönch bekam zum Typhus eine Gesichtsrose. Unsere Nachbarin, Frau Simoski, starb, eine stille, tapfere, tüchtige Frau, die Mutter von Hilde und Hanne Binder und Marthel Simoski. Auf ihrem Hof starb auch ein junges Polenmädchen. In Charlottenau starben Herr Szuppa und zwei Kinder. Da die Mutter und die größeren Geschwister auch krank lagen, brachten die acht- und zehnjährigen Kinder den Vater und die Geschwister im Handwagen den weiten Weg zum Friedhof.

Da wir nicht arbeiten durften, gab es auch kein Essen. Abwechselnd lief Mutter oder ich nach Brombeeren. Uns schien, als sei in ihnen viel Heilkraft. Jeden Morgen rief Herr Skorzus oder Frau Boja vom Hoftor aus, wie es ginge. Dann legten sie Brot ab.

In dieser Zeit lebten wir hauptsächlich von Pilzen. Wir nahmen nicht nur Edelpilze, sondern auch Massenpilze wie „Kuh schnuppen“, eine Art Krempling, oder heikle Pilze wie junge Flaschen- und Eierboviste. Die Genesenden aßen unglaubliche Mengen. Wir lasen Ähren, kochten die Körner und drehten sie durch den Fleischwolf. Immer drehte einer die Kaffeemühle für die tägliche Schrotsuppe. Schrot und Kartoffeln waren die tägliche Nahrung. Alle waren aufgeschwemmt, aber schlapp.

Einmal holte mich die Binder-Hanne ab. Zwischen Simmelwitz und Groß-Marchwitz sollte ein Rhabarberfeld sein. Wir fanden es und brachten einen Handwagen voll heim. Wir gossen den sauren Rhabarber über die Pilze und strahlten: Pilzsalat. Jeden Tag holten wir einen ganzen Sack voller Heilkräuter: Schafgarbe, Ackerschachtelhalm, Brombeerblätter, Erikablüten, Weißklee und ähnliches. Den Winter über tranken wir von diesem Tee. Es galt, den gestörten Wasserhaushalt des Körpers in Ordnung zu halten. Äpfel und anderes Obst wurde von den Polen schon halbreif samt Ästen von den Bäumen gerissen. Eines Nachts erschienen Polen aus Bankwitz und räuberten den Kartoffelacker auf dem Feld Ludwig, den die Warschawianka für sich beanspruchte.

In diesem Herbst trugen wir körbewise Holunderbeeren

zusammen. Hier waren Vitamine und Abwechslung in der Kost. Wir bekamen auch in einem Säckchen Sauerteig, damit machten wir die sogenannte Schuursuppe. Die Notrezepte der alten Frauen wurden aus der Erinnerung hervorgeholt und halfen sehr.

Endlich konnten wir wieder arbeiten. Ich hatte sogar eine Woche lang eine besondere Beschäftigung: Ich mußte die Bibliothek des Herrn von Garnier, des Besitzers von Eckersdorf, ordnen. Sie kam anschließend nach Warschau. Wir lernten mit Dreschflegeln umgehen. Aber das wurde bald als unrentabel eingestellt. Wir haben dann Schober gedroschen, das war wohl im November. In den unteren Lagen wimmelte es von Mäusen!

Mäuse lebten in diesem Jahr des Ungeziefers zu Tausenden in den verkommenen Feldern. Mit ihnen hatten sich die Raubvögel vermehrt. Wo früher ein Bussard seine Kreise zog, da rüttelten jetzt acht bis zwölf Falken, und mehrere Bussarde kreisten über den Feldern. Auch in der Franzosenbude wimmelte es von Mäusen, die unerhört frech wurden. Da ließ uns jemand eine Falle, und in einer Nacht fing mein Bruder neunzehn Mäuse. Die Fliegenplage ging mit den ersten Nachtfriesten zu Ende.

In der Franzosenbude mit den modrigen, feuchten Wänden konnten wir den Winter nicht überstehen. Aber unsere Mutter erreichte es, daß wir in eine Arbeiterwohnung in unserm Hof, in die Biewald-Wohnung, ziehen durften. Das langgestreckte Haus mit drei Wohnungen, dem Schweinestall, der Garage und der Geschirrkammer sollte ursprünglich auch abgebrannt werden. In der Biewald-Wohnung war Feuer gelegt worden, das aber keinen Zug fand. Nachdem wir die Räume mehrmals geweißt hatten, waren die Wände gelb, aber es roch keimfrei und so gesund, und wir waren wieder auf unserem Hof, fühlten uns sofort freier. Das war Mitte November 1945.

In diesem Spätherbst hörte der Strom der zurückkehrenden deutschen Soldaten oder Zivilisten auf; öfter hörten wir, daß Bekannte in den „Westen“ gegangen seien.

Der schlimme Winter des Jahres 1945 zwang uns alle, nur ein Ziel vor Augen zu haben: überleben - im Frühjahr würde alles leichter sein.

Ab 7. Dezember gab es drei Tage lang heftige Schneestürme und ziemliche Verwehungen. Wir arbeiteten in Sandvorwerk, kloppten Flachs. Ich weiß es noch genau, wie wir durch den Schnee stapften, gebeugt und frierend. Längst hatte ich keine Lederschuhe oder Socken mehr. Ich trug Holzschuhe und Fußlappen und die grünen Hosen der russischen Kriegsgefangenen. Manche Frauen hatten Zuckersäcke aufgeriffelt, in die ein Wollfaden eingewirkt war. Daraus hatten sie sich Jacken gestrickt. Schon gegen vier Uhr nachmittags wurde Schluß gemacht. Im Dunkeln kamen wir heim. Es gab noch kein elektrisches Licht. Eine Ölfunzel schwelte mehr, als daß sie brannte. Um sechs lagen wir alle im Bett. Dieses stundenlange Liegen hat uns viel Kraft erhalten.

Mein Bruder Franz arbeitete mit Rudi Jäschke und Herbert Kornau im Wald. Er brachte nicht nur täglich Holz, nein, er verdiente die ersten Zloty: Wir konnten Streichhölzer, Salz, Öl und Kernseife kaufen.

Dann brachte man zehn Fohlen in unseren Stall, weil auf dem Heuboden noch große Vorräte waren. Ich wurde Nachtwächter. Wir Deutschen mußten polnische Fohlen bewachen, damit sie nicht von Russen geklaut und verhökert wurden. Mein neuer Dienst ging entweder von

nachmittags bis Mitternacht oder von Mitternacht bis morgens um acht Uhr. Der Rest des Tages war frei.

Das war eine gute Sache: Ich dehnte meine Streifzüge bis Dammer aus und fand ein Feld mit Resten von Markstammkohl. Mein Bruder erschlug ein angeschossenes Reh. Wir aßen es; aber wir waren froh, als es alle war und uns kein Pole erwischt hatte. Zu Weihnachten überraschte ich meine Familie mit einem Kohlenkasten voll mit Kohle und einem Rucksack voll Markstammkohl. Wir lachten und sangen - es war ein schönes Weihnachten. Hatten wir uns zu Weihnachten alle sehr zusammengenommen, so war Silvester ein Abend voll Schwermut und Sorge.

Am 10. Januar, an Hildchens Geburtstag, gab es plötzlich ein großes Geschrei. Alles umarmte sich, man weinte, winkte und rief sich zu: Der Amerikaner sei in Namslau - unsere Leidenszeit sei vorbei. Und siehe, überall fand sich eine versteckte Flasche mit Spiritus, und in der heißen Erregung waren wir schnell betrunken. Wir hatten durchgehalten und glaubten, belohnt worden zu sein. Eine Nacht lang machten wir große Pläne. Die Ernüchterung am nächsten Tag war furchtbar. Polen hatten sich mit uns einen Scherz gemacht.

Ende Januar hatten wir keine Kartoffeln mehr. Da ging meine Mutter zur gefürchteten Warschawianka. Sie lehnte es zweimal ab, Kartoffeln zu verkaufen. Aber am Abend schickte ihr Mann, der Chef, zwei Zentner Kartoffeln herüber. Er nahm auch keine Bezahlung. Dafür sollte ich im Monat März auf ihrem Hof arbeiten. Dieser März war am Anfang und in den letzten Tagen sonnig und warm. Das gab uns viel Hoffnung. Die erste Schafgarbe kam heraus, Giersch, Brennessel und Melden: Wir hatten die entbehrten Vitamine. Die Mutter und der jüngste Bruder hatten bereits schlimme Hungerödeme. Am 1. April regelte sich die Arbeit noch einmal neu. Hönigern wurde als Arbeitsplatz für Deutsche aufgegeben. Alles konzentrierte sich auf Eckersdorf. Die Gärtnerei wurde in Betrieb genommen und der Anbau hunderter Tomatenpflanzungen vorbereitet. Es bekam alles den Anschein einer echten Ordnung, es sollten sogar Zloty gezahlt werden.

Aber eine große Unruhe war unter den Deutschen ausgebrochen: Wachtmeister Juppe, ein Gegner der Nazis, ein aufrechter Katholik und gerecht denkender Mann, wurde verhaftet und starb. Herr Simossek wurde verhaftet, kam aber bald zurück. Er schwieg über seine Erlebnisse. Das waren zwei klare Fälle von Denunziation. Wer würde der nächste sein?

Inzwischen gab es elektrischen Strom. Man erfuhr von Potsdam und der Aussiedlung, die im Riesengebirge und in Breslau begann.

Anfang Mai, an einem Sonntag, war im Saaber Wald eine große Treibjagd. Deutsche Bewohner aus Seydlitzruh, Marchwitz, Simmelwitz, Saabe, Eckersdorf und Hönigern waren als Treiber mit Lastwagen herangebracht worden. Eine Treibjagd im Mai! Aus Namslau waren elegante Polen erschienen, Sonntagsjäger. Über hundert Treiber durchkämmten den Wald. Wildschweine brachen durch, Hirsche, Rehe - aber es wurde an einem langen Tag nur ein Fuchs geschossen. Wir fanden erstmals mehrere in Schlingen erwürgte Tiere. Am Spätnachmittag verschwanden wir alle seitwärts in den Büschen. Jeder brachte einen Arm voll Waldmeister mit, denn etwas mußte ja aus allem herausspringen.

Gerade solch eine unsinnige Handlung wie jene Treibjagd im Mai gab denjenigen Stimmen Nachdruck, die da sagten: In einem Land, das einem gehört, benimmt man sich nicht so. Sie werden alles aussaugen und dann wieder weggehen. So hatten wir auch im Herbst gedacht, als

die Polen das unreife Obst gleich mit den Ästen von den Bäumen rissen. Aber wir waren inzwischen skeptisch geworden und sahen es mit Bitterkeit.

Am 10. Mai wurden wir gewarnt: Franz und ich stünden auf einer schwarzen Liste. Wir versetzten unsere eiserne Reserve, eine Platinkette, in Namslau. Am 18. Mai brachen wir aus Hönigern auf. Franz und ich gingen zu Fuß nach Kohlfurt, Mutter mit Ernst und den Mädchen fuhren im Zug. Beide Gruppen waren vier Tage unterwegs. Von Kohlfurt fuhren wir im Transport nach Niedersachsen.

Rückkehr in die Heimat im Jahre 1945

Von Auguste Golibrzuch aus Strehlitz, 8 Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr. 71/72, S. 7

Als wir nach der Flucht in Bärzingen (sudetendeutscher Ort im Erzgebirge, in der Nähe von Karlsbad) waren, kam am 8. Mai 1945 der Befehl: Alle Deutschen und Ausländer haben binnen 48 Stunden Bärzingen zu verlassen. Mein Mann hatte hier im Bahnhof Dienst als Weichenwärter getan und uns hergeholt, nachdem er uns im März durchs Rote Kreuz gefunden hatte. Aber die Wiedersiehensfreude war kurz. Dann mußte er mit 20 anderen Beamten nach Pilsen, und so waren wir wieder allein, als der Räumungsbefehl für die Deutschen kam. Wir packten unser Bündel ohne meinen Mann. Mit zwei anderen Eisenbahnerfamilien aus Hindenburg und aus Kreuzburg bat ich den Bahnhofsvorsteher um einen Wagen, und so ging es aus Bärzingen los. Abends um 9 Uhr waren wir auf deutschem Boden. Wir hielten mit unserem Fahrzeug etwas abseits vom Bahnhof. Aber wir hatten nur kurze Zeit Ruhe, dann kamen die Räuber und plünderten. Ebenso war es in Dresden: Kaum hatten wir unsere Sachen am Bahnhof abgestellt, da wurden sie uns gestohlen. Der Warteraum lag voller aufgeschlitzter Koffer. Ohne unsere Habe konnten wir nicht weiterfahren. Deshalb fuhren wir mit dem nächsten Zug ins Lager Freiberg. Dort blieben wir bis zum 8. Juli 1945.

An diesem Tag kamen Eisenbahner und Postbeamte ins Lager und sagten: "Wer mit nach Hause möchte und einen Ausweis hat, kann mit uns fahren." Ich hatte einen Ausweis. Die Eisenbahner wollten nach Oppeln fahren und machten sich eine Lok zurecht. Aber die Russen nahmen sie ihnen weg. Erst mit der dritten Lok, die die Eisenbahner repariert hatten, kamen wir nach Kohlfurt. Dort standen wir 14 Tage lang im Wald. Da kamen wieder die Räuber, rissen die Türen auf und warfen die Koffer runter. Ein beherzter Pastor hatte eine Waffe und schoß, bis die Räuber flohen. Sie kamen aber wieder und suchten den Pastor; der aber hatte den Wagen gewechselt und sich versteckt. Wir bangten um unser Leben. Mein Sohn hatte die zerschlagenen Fenster des Wagens mit Brettern und Blech zugenagelt. Nachts, wenn die Räuber kamen, banden wir die Türen mit Stricken zu.

Mit mir zusammen fuhr Frau Daliger, die Frau des Namslauer Bahninspektors und ihre Schwester mit deren 14 Jahre altem Sohn. Endlich fuhr unser Zug weiter bis nach Brockau. Dort blieb erstehen. Wir mußten aussteigen, weil von dort an die Gleise kleiner waren. Wir wurden in offene Güterwagen verladen. Da ging auch das Räubern wieder los. Der Zug fuhr ab, noch ehe alle eingestiegen waren. Auch unsere Sachen waren nur teilweise verladen. Mein Sohn sprang schnell auf den fahrenden Zug. Viele Leute fielen hin in den Gleisen und die russischen Eisenbahner fluchten und traten sie mit den Füßen. Wir Zurückgebliebenen sammelten unsere Sachen in einen kleinen Handwagen und stellten sie bei Gutsleuten ein. Man sagte uns, dort seien sie gut aufgehoben.

Nun ging es zu Fuß nach Hause; wir liefen fünf Tage lang. Schwach und müde erreichten wir endlich Namslau. Überall sahen wir hier fremdes Volk. Nichts gab es zu essen. Die Nacht davor hatten wir Rast im Straßengraben gemacht. Mit uns waren Frauen mit Kinderwagen. Die waren aus Kreuzburg. Eine von ihnen sagte: "In Strehlitz habe ich einen Onkel, da bleiben wir über Nacht." Aber in Stehlitz war kein Onkel mehr da. Wir zogen weiter nach Reichen. Dort sahen wir Deutsche in einem Hof. Eine Frau kam uns entgegen und frug, wohin wir wollten. Als ich ihr meinen Namen nannte, sagte sie: "Ich kenne Ihren Mann. Die Russen haben in Strehlitz viele Leute erschossen, auch Ihren Sohn. Er liegt in einem Bunker." Ich dachte, ich bekomme einen Schlag. Ich sagte: "Das stimmt nicht, das kann doch nicht stimmen." - Die Frau lud uns ein, sie hatte noch etwas Suppe für uns.

Wir kamen nach Noldau. Da kamen uns wieder Deutsche entgegen. Wir sahen den verbrannten Bahnhof und das Stellwerk, wo mein Mann immer Dienst getan hatte. Dort hatte ich ihm immer das Essen hingetragen. Auch Assmann, die Post und das Gut waren zerschossen. Wohin sollten wir? Überall Russen und Polen! Das hätte ich mir nie träumen lassen. Da kam uns die Luzie Pocha entgegen. "Von wo kommt ihr? Bei euch sind Polen im Haus; da könnt ihr nicht rein. Kommt zu uns. Da sind auch schon andere Deutsche." Ich hatte Tränen in den Augen, als ich in die Stube eintrat. Das erste, was man mir hier sagte, war: "Wissen Sie schon, daß Ihr Sohn Martin tot ist? Dort im Bunker bei Mallok im Felde, da liegen sie alle, Martin, Rapke und Henschel. Gleich am Sonntag um 10 Uhr kamen die Russen von Hennersdorf herüber, und überall haben sie die Menschen erschossen. Wir sind übriggeblieben; wir mußten ihnen Essen kochen, und bei uns haben sie geschlafen."

Ich sah dann die Toten liegen, mit Kartoffelkraut und einer Stalltür bedeckt. 33 Deutsche, Männer und Frauen - der jüngste, Alfons Strußik, war 17, die älteste, Frau Herrmann, war über 80 Jahre alt - wurden hier am 21. Januar 1945 wahllos niedergeschossen. Ich habe die Namen aller dieser erschossenen Deutschen notiert. Ich brach in Tränen aus, als ich das Grab sah; ich ging weg; ich war völlig fertig. Das hatte ich nicht erwartet, daß uns die Heimat so empfing!

Das Haus von Frau Pocha war mit 21 Deutschen belegt. Wir mußten auf dem Fußboden schlafen. Am nächsten Morgen versuchte ich mein Glück beim polnischen Gemeindevorsteher, ob ich nicht in mein Haus hineindurfte. Da bekam ich zu Antwort: "Verfluchtes Gesindel, macht daß ihr rauskommt. Ihr hier nichts zu suchen!" - Bis Ende September mußten wir bei Frau Pocha bleiben und auf dem Fußboden schlafen. Dann wurde auch Frau Pocha aus ihrem Hause rausgesetzt, und eine polnische Familie zog ein. Alle, die bei Frau Pocha gewohnt hatten, mußten zum Gut Bennecke ziehen. Dort blieben sie bis zum 26. Oktober 1945. An diesem Tage wurde ein Teil weggefahren. Die übrigen wurden einen Monat später in offene Viehwagen verladen und abtransportiert.

Am 9. November zogen die Russen ab. Sie nahmen alles, was noch da war, mit; kein Pferd, keine Kuh, kein Geflügel blieb zurück. Nur ein wenig Getreide hatten die Russen vergessen, das wir dreschen konnten. Ich war acht Wochen lang ohne etwas zu essen, kein Brot, keine Mohrrüben, keine Kartoffeln. Solange mein 16 Jahre alter Sohn (der Bruder des ermordeten Sohnes Martin) bei den Russen gearbeitet hatte, hatte er von ihnen mittags ein Krügelchen Suppe und 600 Gramm Brot bekommen. Das teilte er mit uns.

Nachdem die Russen abgezogen waren, bekamen wir von den Polen ein Zimmer bei Herrn Rapke, dem Bienenzüchter. Dort wohnten anständige Polen. Die gaben mir ein Stückchen Garten und Arbeit. Viel verdient haben wir nicht, denn der Pole hatte selbst auch nichts. Als 1946 die Kartoffeln und das Getreide wuchsen, da hatten wir auch wieder etwas zu essen. Aber ehe das reifte, mußten wir wieder alles verlassen.

Nachdem ich mich von den Strapazen des Winters etwas erholt hatte, machte ich den Versuch, nach Oppeln-Ehrenfeld zu fahren, wo mein Sohn unsere Sachen untergestellt hatte. Ich ging fünf Tage lang zu Fuß nach Oppeln. Als ich das Ziel erreichte, stand die Tür des Hauses offen, und es war leer. Unsere Sachen waren alle weg. Herr S., bei dem mein Sohn unsere Sachen untergestellt hatte, hatte versprochen, sie im Nachbardorf unterzustellen, wenn er nach Westdeutschland fortgehen würde. Aber von der Nachbarin erfuhren wir, daß Frau S. mit ihrer Tochter immer am Mittwoch und am Sonnabend nach Oppeln zum Markt gegangen war und unsere Sachen mitgenommen und verkauft hatte. Nun hatten wir nur noch das, was wir auf dem Leibe hatten. Alles andere war uns von Russen, Polen und auch von Deutschen gestohlen und geraubt worden.

Im Februar 1946 hatte uns Pastor Schönhof aus Kreuzburg besucht. Wir baten ihn, er möge bei den polnischen Behörden um Erlaubnis bitten, daß er uns einen evangelischen Gottesdienst halten darf. Wir lebten doch wie die Heiden. Er bekam zwar die Erlaubnis, doch ehe der Gottesdienst beginnen konnte und sich das Tor unserer Kirche wieder öffnete, warfen die Polen Steine und Dreck ins Gotteshaus und verrammelten die Kirchentür. Wir stiegen durchs Fenster in die Kirche zum Gottesdienst. Die Kirchenbänke hatten die Polen aus der Kirche herausgenommen und auf die Wiese geschmissen. Als wir zu Ostern über die Straße zum Gottesdienst gingen, liefen die Polen mit Eimern voll Wasser hinter uns her und begossen uns. So mußten wir auf Umwegen über die Felder zum Gottesdienst gehen. Alle 14 Tage hatten wir Gottesdienst. Dazwischen war in Hennersdorf Gottesdienst.

Auch unseren Toten ließen die Polen keine Ruhe. Die Grabsteine wurden umgeworfen. Der Leichenwagen wurde als Mistwagen benutzt. Die Leichenhalle wurde zerstört. Wir hatten erlebt, wie man Menschen wie Vieh über den Haufen schoß, wie man Haus, Hof und Vieh raubte, plünderte und stahl. Wir hatten Häuser brennen gesehen. Wir hatten die Lust am Leben verloren. Wir sagten uns, wir müßten wieder weg von dort. So hatte auch ich mich zu Pfingsten 1946 zur Ausreise fertiggemacht. Aber die anderen Deutschen sagten zu mir: "Wenn die Polen das sehen, daß wir rausgehen, dann gehen sie gar nicht mehr fort aus unserer Heimat. Dann sagen sie, das gehört jetzt uns. Wir bleiben, bis uns die Polen mit Gewalt raustreiben." So blieb auch ich da.

Aber es dauerte nicht lange, da wurde Wahrheit, was wir befürchtet hatten. Die Polen trieben die restlichen Deutschen, die noch in Noldau geblieben waren, zusammen, verluden uns wie das Vieh auf Viehwagen und brachten uns um Mitternacht nach Namslau zur Sammelstelle. Am 26. Oktober 1946 wurden wir - wieder in Viehwagen -abtransportiert. Wir fuhren in Namslau mit dem Lied "Nun ade, du mein lieb Heimatland, lieb Heimatland, ade" ab. Dann gedachten wir der Toten, die wir in der Heimat zurückgelassen hatten. Von uns gemeinsam zurückgekehrten Landsleuten waren in dem einen Jahr, das ich in Noldau lebte, elf gestorben, davon drei von Polen erschlagen, drei an Unterernährung gestorben. Ich habe die Namen all dieser lieben Landsleute notiert. Wir kamen in der Gegend von Berlin ins Lager.

Mit dem Volkssturm zurück nach Namslau

**Von Werner Partheil, Amtsgerichtsrat in Namslau, Auszug aus einem unveröffentlichten Bericht.
Fundstelle: Heimatarchiv Namslau im Kreisarchiv Euskirchen**

Der Marsch des Volkssturms Namslau

Eines Tages im März 1945 wurde ich, als wir auf unserer Flucht in Schönbach angelangt waren, zum Rathaus bestellt. Mir wurde eröffnet, daß alle Volkssturmpflichtigen Männer aus Schlesien

sofort dorthin zurückzukehren hätten. Ich folgte dem Befehl und traf am 31. März 1945 in Hirschberg ein. Dort meldete ich mich mit einem Mitreisenden in der Waldersee-Kaserne, einer alten Jägerkaserne in der Stadt. Wir wurden nach der Turnhalle an der Wanderschule verwiesen, wo wir unterkamen. Ein VSt-Offizier, wohl der Bataillonskommandeur, nahm eine oberflächliche Musterung vor. Wir wurden summarisch für tauglich erklärt und je nach Alter in verschiedene Gruppen eingeteilt. Gleich nach Ostern wurden wir in die neuen Kasernen verlegt und erhielten einige Uniformstücke, aber keine Waffen. Es hieß, wir sollten zwei Wochen in Hirschberg ausgebildet werden und dann zum Einsatz bei der Wehrmacht kommen. Am nächsten Tag (5. April) fand im Jägerwäldchen ein Scharfschießen mit Karabiner statt.

Am 6. April erhielten wir Marschbefehle zum Namslauer Volkssturm nach Steinkunzendorf. Am Sonntag, dem 8. April, meldeten wir uns im VSt-Büro, wo wir den Kreisleiter Fischer und Kreisoberinspektor Kruppke antrafen. Der Volkssturm Namslau selbst lag in Peterswaldau, dem längsten Straßendorf, das sich vom Eulengebirge bis in die Ebene nach Reichenbach hinzieht. Nach Einweisung in ein Zimmer ging es ins Niederdorf zu Dr. Brandt und Karl Jäschke (Töpfermeister). Dr. Brandt schrieb uns gleich alle volltauglich für den VSt-Dienst. Dann hatten wir uns im Mitteldorf bei unserem Kompanieführer Kaczmarzyk (Förster) vorzustellen. Der Namslauer Volkssturm bestand aus drei Kompanien, von denen eine in Langenöls, Kreis Strehlen, in unmittelbarer Frontnähe zum Grabenbau lag.

Gleich am zweiten Tag wurden wir in der Kleiderkammer von Vulkaniseurmeister Piontek eingekleidet. Wir bekamen tschechische Uniformen, damit wir uns vom aktiven Volkssturm unterschieden. Mir paßte diese organgegelbe Uniform nicht, und ich bekam eine feldgraue Stiefelhose und eine grüne Polizeijacke.

Im Mitteldorf arbeiteten Schneidermeister Drobek und ein Schuhmacher aus Grüneiche in einer Schneider- und Schusterwerkstatt. Die Waffenmeisterei leiteten Schlossermeister Wende und Mechanikermeister Rokitta. Herr von Willert aus Giesdorf hatte wohl die Aufgabe, sich als Landwirt um das untergestellte Vieh zu kümmern. Kreisleiter Fischer war nur selten zu sehen, er war ständig mit seinem alten DKW unterwegs; sein Adjutant war der letzte HJ-Bannführer von Namslau.

In Wammelwitz lag noch ein kleines Kommando unter Schlossermeister Hermann Aust, das in der dritten Aprilwoche nach Peterswaldau kam. Mit ihm kam auch Lehrer Kabus aus Sterzendorf, der neben meinem Zimmer einquartiert wurde.

Am 11. April erhielt ich den Auftrag, aus Langenöls drei Maschinengewehre abzuholen, an denen wir ausgebildet werden sollten. Es handelte sich um alte MGs aus dem Ersten Weltkrieg. Die Waffenmeisterei mußte für sie hohe Ständer fertigen, damit die MGs zur Fliegerabwehr benutzt werden konnten. Im übrigen war die Bewaffnung des Volkssturms unzureichend. An seinen kriegsmäßigen Einsatz war nicht zu denken.

Am 7. Mai erhielten wir Marschbefehl. Wer Zivilsachen besaß, sollte sie anziehen. Alle vorhandenen Wagen wurden beladen, wohl in der Hauptsache mit den noch in genügender Menge vorhandenen Lebensmitteln. Wir fuhren mit zwei Traktoren- mit je zwei Anhängern - voraus, und etwa 70 bespannte Pferdewagen folgten. Die Tiere stammten alle noch aus Namslau. Auf einen Wagen wurden alle Waffen und einige Kisten Panzerfäuste aufgeladen. In Hausdorf machten wir Quartier.

Am 8. Mai 1945, dem Tag des Kriegsendes, fuhren wir durch Neurode. Am Abend gelangten wir bis Weckelsdorf, wo sich bereits gemischtschechische Bevölkerung bemerkbar machte.

Am 9. Mai gegen 16.00 Uhr gelangten wir über Wernersdorf auf die langsam ansteigende Chaussee nach Trautenau. Plötzlich rief man von hinten: "Rechts ran!" Zu unserem Schrecken sahen wir an der linken Straßenseite russische Militärlastwagen vorbeifahren. Der erste Lkw trug am Kühler ein großes Stalinbild, verziert mit roten Fahnen. Die russischen Soldaten, durchweg Mongolen, riefen uns zu: "Zurück nach Chause!" Wir hielten und warteten. Einige Russen waren abgestiegen und machten sich an uns heran. Auf mich kam ein Mongole zu und schrie: "Uri, uri!" Ich zeigte ihm mein linkes Handgelenk, wo man noch die Striemen vom Uhrarmband sah, und sagte zu ihm: "Kamerad."

Er verstand das richtig, machte eine ärgerliche Handbewegung und ging weiter. Meine Uhr steckte sicher in der Brusttasche meines Uniformrockes, den ich unter meinem zivilen Wintermantel anhatte.

Eine Weiterfahrt ließen die Russen nicht zu. Wir fuhren zurück nach Ober-Wernersdorf. Auf einer Wiese in Dorf nähe stellten wir die Wagen in Reihen ab. Die Stimmung im Lager war sehr gedrückt. - Verschiedene Flüchtlinge mit ihren Frauen baten uns, sich unserem Treck anschließen zu dürfen. Uns war das recht, daß eine Anzahl Frauen bei uns war: So konnten wir immer darauf hinweisen, keine militärische Formation, sondern ein ziviler Flüchtlingstreck zu sein. Im zeitigen Frühjahr waren nämlich schlesische Bauern mit ihren Leuten und Fuhrwerken nach den noch nicht besetzten Teilen Schlesiens zurückbeordert worden, um alle verfügbaren Felder zu bestellen. In der Frühe des nächsten Tages, am 10. Mai, Himmelfahrt, musterten die Russen unsere Pferde und nahmen uns die besten weg. Ein anderer Russe erschien mit einigen Ukrainerinnen und verlangte die Pelzmäntel der deutschen Frauen. Eine Wagenkontrolle hatten die Russen nicht vorgenommen, uns aber angewiesen, sofort wieder nach Schlesien zurückzufahren. Wir überschritten die Grenze bei Albendorf und gelangten bis Schömberg.

Seit der Abfahrt von Peterswaldau war mehrfach erklärt worden, der Volkssturm bestehe nicht mehr, wir seien ein Ziviltreck, eine Befehlsgewalt werde nicht mehr ausgeübt. Jeder könne beim Haufen bleiben, aber sich auch absetzen, wovon einige Gebrauch machten.

Wir fuhren nun auf der Straße zurück, auf der wir im Januar auf der Flucht nach Landeshut gekommen waren. Hinter Hartmannsdorf wurde auf einer Waldwiese haltgemacht.

Am 12. Mai fuhren wir unbehelligt über Giesmannsdorf, Altreichenau bis Quolsdorf. Auf der Weiterfahrt sahen wir einige polnische Gespanne, die ihre Wagen mit rot-weißen Fähnchen geschmückt hatten. Auch wir hatten in unserem Zuge einige Kameraden, die einige Streifen rotes Papier am Wagen aufgehängt und auch die Pferde damit bedacht hatten. Die Führung des Trecks hatten inzwischen einige Leute übernommen, die fließend Polnisch sprachen, sich leichter mit den Russen verständigen und sie über uns aufklären konnten. Wir kamen durch Hohenfriedeberg und gelangten in die schlesische Ebene. Am Sonntag, dem 13. Mai, fuhren wir weiter in Richtung Freiburg. Als wir schon ein Stück durch Freiburg gefahren waren, hielten uns die Russen an und verlangten die Hergabe unseres Treckers und des Pkw, auf denen eine Menge unserer Lebensmittel untergebracht waren.

Am Nachmittag des 16. Mai fuhren wir bis Strehlen und wollten durch die Stadt in Richtung Ohlau. Wir wollten natürlich nicht durch die Innenstadt, kamen aber auf der Außenstraße an der russischen Kommandantur vorbei. Kurz dahinter hatten wir den Salat: Russen hielten uns an, und wir mußten auf einer Wiese neben der Straße die Wagen in drei Reihen auffahren. Am nächsten Morgen (17. Mai) durchsuchten die Russen unsere Wagen ganz gründlich. Alle Koffer mußten geöffnet werden. Wir konnten von Glück reden, daß wir wenigstens dabeisein durften.

Es wurde viel geplündert. Ich entging der Durchsuchung, weil ich meinen kleinen Koffer gleich am Morgen unter den Wagen gestellt hatte, wo ihn niemand beachtete.

Bei der Durchsuchung fanden die Russen in einem Wagen zwei Pistolen, in einem anderen zwei Jagdgewehre. Das änderte unsere Lage wesentlich zu unseren Ungunsten. Plötzlich hieß es: "Alle Mann in einer Reihe antreten!" Es wurde eine Leibesvisitation vorgenommen. Dabei fiel den Russen natürlich manch brauchbarer Gegenstand in die Hände. Ich trug meinen Trauring und meine Armbanduhr an zwei Schlaufen innen am Bund der Stiefelhose. Der Russe fuhr mir am Leib herunter, ohne etwas von meinen Sachen zu merken.

Nach der Kontrolle mußten wir am Nachmittag antreten. Wir wurden registriert, wobei sich ergab, daß wir immer noch etwa 150 bis 160 Mann waren. Dann führte man uns in einen mit Maschendraht umgebenen Hühnerauslauf, in den wir eingesperrt wurden. Einige russische Soldaten bewachten den Auslauf. Zwei Söhne von VSt-Kameraden, die etwa 15 Jahre alt waren, wurden nicht eingesperrt; auch die Frauen durften bei den Wagen bleiben. - Ein Russe rief einige Kameraden mit Namen auf. Es waren unsere ehemaligen VSt-Führer, darunter auch Dr. Brandt. Sie rückten am Pfingstsonnabend mit dem russischen Kommando ab und sind in russische Kriegsgefangenschaft gekommen. Ich habe sie nicht mehr wiedergesehen.

Am Zwingereingang stand ein Tisch, an dem ein Russe saß. Jeder von uns mußte dort seinen Tascheninhalt ausleeren und in das Taschentuch einbinden. Der Russe schrieb für jedes Päckchen einen Zettel mit dem Namen des Eigentümers. Die Päckchen wurden in Säcke gesteckt. Ich hatte meine goldene Armbanduhr in einer Streichholzschachtel unter dem Drahtzaun verborgen, ehe ich meine Sachen abliefern ging. Als es Abend wurde, durften uns die Jungen Mäntel und Decken bringen. Ich erwischte eine Kaninchenfellweste, die mir gute Dienste geleistet hat.

Zwei oder drei Tage lagen wir ohne Verpflegung im Hühnerzwinger. Am Pfingstsonnabend rückte das Russenkommando ab. Am Pfingstsonntag (20. Mai) wurden wir aus dem Zwinger herausgelassen. Man gab uns einen Sack mit unseren Sachen, die wir den Kameraden zurückgaben. Einige Kameraden suchten nach den fehlenden Säcken und fanden sie in einem anderen Raum, ausgeleert, durchgesehen und liegengelassen. Alles, was nicht sofort seinem Eigentümer zurückgegeben werden konnte, wurde in eine Decke oder Zeltplane eingeschlagen und mitgenommen. Ich fand meinen Wehrpaß, meine Brieftasche und anderes wieder; nur Feuerzeug, Bleistift und TintenkuLi fehlten.

Nachdem angespannt war, ging die Fahrt in Richtung Breslau weiter. Wir hatten jetzt zwei Polen als Bewacher. Als wir in die Nähe von Breslau kamen, sahen wir vor uns überall Häuserruinen. Später sahen wir, daß außer der erhaltenen Odervorstadt so gut wie die ganze Stadt in Trümmern lag. Man konnte sie nicht wiedererkennen, weil auch die Straßenschilder nicht mehr vorhanden waren. Das erste unbeschädigte Gebäude war das Kloster der Barmherzigen Brüder in der Klosterstraße. Erst hier konnten wir uns orientieren; wir waren auf dem Mauritiusplatz. Weiter fuhren wir in Richtung Kaiserbrücke, die erhalten war. Doch als wir von ihr in Richtung Scheitniger Stern sahen, breitete sich vor uns ein riesiger Platz aus. Man konnte ermessen, daß an dieser Stelle ein ganzer Stadtteil vom Erdboden beseitigt war. Die Lutherkirche, das Staatsarchiv, der Scheitniger Stern, alle Häuser bis zu den Kliniken und der Landwirtschaftlichen Hochschule waren verschwunden.

Wir fuhren durch Wilhelmsruh bis Brockau, ohne angehalten zu werden. Aber in der Nähe des Brockauer Bahnhofs nahmen uns Russen den leichten Kutschwagen mit zwei Pferden weg.

Wir fuhren - wahrscheinlich auf russische Anweisung - nach Carlowitz, wo uns unsere polnischen Begleiter im Zivilgefangenenlager abliefern wollten. Dort nahm man uns aber nicht auf, angeblich weil wir zum Volkssturm gehörten, was wohl die Russen endlich doch herausgekriegt hatten.

Weiter ging es nach Hundsfeld. Auch hier nahm man uns nicht auf, weil wir keine militärische Formation waren, denn wir hatten ja eine Anzahl Frauen mit uns. Wir mußten zurück nach Breslau. Unsere Bewacher waren damit einverstanden, daß wir von der Hundsfelder Straße in ein Dorf fuhren. Dort fanden wir in einem Sägewerk Unterkunft für die Nacht.

Unsere polnischsprechenden Leute bearbeiteten die drei Begleiter, uns endlich freizugeben und nach Namslau fahren zu lassen. Es kam zu einem Kompromiß: Ein Pole sollte von der russischen Kommandantur in Strehlen für uns einen Marschbefehl nach Namslau holen.

Am Pfingstmontag (21. Mai) mußten wir in die Stadt Breslau zurückfahren. Dort versuchten wir, von der russischen Kommandantur einen Marschbefehl nach Namslau zu erhalten. Während unsere Leute in der Kommandantur verhandelten, die im unbeschädigten Rathaus saß, waren unsere Wagen in der Albrechtstraße nach Richtung Ring aufgefahren. Hier sahen wir aus nächster Nähe die uns erschütternden Zerstörungen der Stadt. Nur die Straßen selbst waren sauber gekehrt. Die Häuserfronten standen noch, die Häuser waren ausgebrannt. Auf der Straße gingen außer polnischen Milizleuten einige Deutsche zum Gottesdienst in die erhaltene Elisabethkirche. Die Magdalenenkirche war ausgebrannt. Aus den Dachbalken sah ich noch dünnen Rauch aufsteigen. Plötzlich erscholl Chorgesang aus einem wohl noch erhaltenen Nebenschiff der Kirche, und man hörte die Stimme eines Geistlichen. Es war ja der zweite Pfingst-feiertag.

Unsere Leute kamen unverrichteter Sache von der Kommandantur zurück. Wir fuhren weiter über den Ring, vorbei am Rathaus, die Schweidnitzer Straße entlang in Richtung Süden. Wir bogen nach links in die Gartenstraße ein und kamen am zerstörten Hauptbahnhof vorbei. Wir fuhren in ein verlassenes Dorf im Breslauer Süden. Wohl erst hier wurden unsere Wachposten endlich vollends dazu veranlaßt, uns einen Marschbefehl von der Kommandantur in Strehlen zu holen. Am nächsten Tag brachte ihn uns ein Pole.

Dann endlich ging es weiter in den Kreis Ohlau. Nach Aushändigung des Marschbefehls hatte sich unsere Begleitmannschaft von uns getrennt und war nach Strehlen zurückgekehrt. In Seifersdorf machten wir halt. Es wurde nochmals dafür gesorgt, daß alle Sachen, die aus Militärbeständen stammten, weggetan wurden, damit wir beim Oderübergang in Ohlau keine Schwierigkeiten hätten.

Am nächsten Tag (23. Mai) kamen wir schon zeitig in Ohlau an, wurden aber angehalten, weil man zum Überqueren der Oderbrücke einen Passierschein brauchte. Viele Deutsche warteten auf eine Überfahrtgenehmigung. Die steinerne Oderbrücke war von den Deutschen gesprengt worden. Die Russen hatten eine hölzerne Fahrbrücke über die Oder geschlagen.

Während wir also wieder einmal Wagen hinter Wagen auf der rechten Straßenseite standen, hieß es, alle Personen müßten von den Wagen runter. Wir mußten antreten. Ein Teil der Kameraden wurde in Häuser gebracht, wo sie aufräumen mußten. Wir anderen - etwa 20 Mann - mußten eingemietete Kartoffeln verladen. Etwa um 17.00 Uhr waren wir mit dieser Arbeit fertig.

Einige Kameraden waren bei den Wagen geblieben, um diese zu bewachen. Sie erzählten, daß die Russen unser Gepäck durchsucht und alles, was ihnen gefiel, mitgenommen hätten. So waren auch meine durchgelaufenen Damenstiefel, die ich von Namslau mitgenommen hatte, mein silberner Löffel und anderes verschwunden.

Wir konnten noch am selben Abend über die Oderbrücke fahren und übernachteten in Peisterwitz. Am 24. Mai fuhren wir über Bischwitz, Prietzen, Lauban, Kraschen, Damnig, Ellguth bis Namslau.

Meine Gefangenschaft in "Namyslow" 1945

Von H. K. 11 Verfasser nicht näher angegeben. Fundstelle: Namslauer Heimatruf Nr. 50, S. 13

Ende April 1945 kam unser Volkssturm-Bataillon Namslau in der Gegend von Trautenau (Sudetenland) in Gefangenschaft. Wir trauten unseren Augen nicht, als uns an einem späten Nachmittag von allen Seiten die Russen - Panzer und Infanterie - umzingelten. Es blieb uns nichts weiter übrig, als uns dem Schicksal zu ergeben. Nach kurzem Verhör wurden wir in eine große Scheune gesperrt. Dann wurden die Tore der Scheune geschlossen, und wir glaubten, man würde die Scheune anzünden, damit die "Germanskis" verbrennen sollten. Aber nach einer Stunde wurden die Tore geöffnet und etwa ein Zug russischer Infanterie leistete uns für die Nacht Gesellschaft. Zwischen uns Volksstürmer legten sich auch die Wachmannschaften zum Schlafen nieder.

Am frühen Morgen mußte wir alle antreten. Unsere Habseligkeiten, die wir besaßen, waren inzwischen verschwunden. Wir wurden einem Kommando von Russen und Polen übergeben, und ab ging der Marsch in die Gefangenschaft - wohin wußten wir nicht. Wir kamen nach Strehlen, es war an einem Sonntag. In einem Drahtverhau von ca. 50 qm waren wir ungefähr 150 Mann, die wir noch übrig waren, zusammengepfercht. Die Offiziere wurden per Lastauto abtransportiert - wohin? - es wußte keiner. In diesem Verhau haben wir fast zwei volle Tage zubringen müssen. Hinlegen konnten wir uns nicht, so beschmutzt waren die Flächen. Im übrigen war auch kein Stückchen Platz zum Hinlegen übrig. Also mußten wir abwarten, was weiter geschehen würde. Verpflegung gab es kaum, nur wer etwas Geld hatte, konnte bei den Posten - es waren alles ältere Russen - trockenes Brot kaufen.

Dann kam nach ungeduldigem Warten der Bescheid, daß wir in ein Lager nach Breslau kämen. Oh, waren wir froh, als der Abtransport losging, denn unsere Glieder waren vom vielen Stehen schon steif geworden! Bevor wir nach Breslau marschierten, lagerten wir eine Nacht auf einer Wiese; es war empfindlich kalt, und hungrig waren wir auch. Am Tage darauf, es kann gegen Mittag gewesen sein, kamen wir in Breslau an. Dort wimmelte es von gefangenen Kameraden, alle Lager waren überfüllt, man führte uns nach Hundsfeld. Auch da war kein Platz vorhanden, dann ging es wieder nach Breslau zurück, kreuz und quer durch Straßen, die nicht zu erkennen waren, da man nur Schutt und Trümmer sah; schließlich kamen wir in Carlowitz an. Überall sah man weinende Frauen und Kinder. Es war nicht beruhigend, überall den Jammer zu sehen. Auch hier waren keine Aufnahmemöglichkeiten für Gefangene. Nach mehrstündigem Warten wurde entschieden, uns nach dem Ausgangsort (d. i. der Herkunftsort des Volkssturm-Bataillons Namslau) zu transportieren. Eigentlich freuten wir uns, nach Namslau zu kommen, doch es war eine Täuschung. Was uns da bevorstand, sollten wir noch zu spüren bekommen.

In Namslau angelangt, wurden wir den Polen übergeben. Der erste "Gruß" war eine Durchsuchung aller Taschen nach Uhren, Geld oder sonstigen Sachen, die für die Räuber von Wert waren. Sogar Brillen und Trauringe wurden entwendet. Wir wurden alle registriert und

bekamen den Befehl, uns für 6.00 Uhr zur Arbeit zu melden. Wir "Niemczes", also Deutsche, wurden in der Braugasse untergebracht. Wenn einer nicht früh und pünktlich zur Stelle war, gab es kein Brot. Da wir aller unserer Uhren beraubt waren, sagte man uns: "Kuckt nach Sonne, da habt ihr Urre."

Es war ein "feines Kommando", das uns zur Arbeit einteilte; die meisten Polen trugen außer den Waffen noch im Stiefelschaft einen sogenannten "Sechsstriemer", also eine Kloppeitsche, um die "Niemczes" zu züchtigen - so manch einer bekam ungezählte Schläge.

Wir wurden zunächst für Aufräumarbeiten eingesetzt; dafür bekamen je vier Mann ein Dreipfundbrot, es war eine "hungrige Zeit". So nach und nach kamen auch die Zivilflüchtlinge zurück; ein großer Teil zog aber am folgenden Tag wieder fort. Als nun etwa 1000 Menschen zurück waren, wurde es etwas besser für uns. Die Stadt war stark zerstört, ohne Licht und Wasser. Da kam beim Arbeitsantritt der Befehl: Alle, die in der Browar (Brauerei) gearbeitet haben, vortreten! Da war auch ich dabei. Wir sollten die Brauerei in Betriebszustand setzen. Ein Ingenieur wurde aus Breslau herangeholt, und ran ging es an die Arbeit.

Zunächst waren wir so ca. 12 Mann. Als ehemaliger Buchhalter der Brauerei fiel mir die anstrengende Arbeit schwer, zunächst den Unrat, den wir überall vorfanden, wegzuräumen, damit man Zugang zu der Brauerei hatte. Aber schnell war auch ich gewöhnt, den "Robotta" zu spielen. Wir bekamen vom Bürgermeister Karten, damit wir im Lokal (früher Zurawsky) unser Essen, Mittag- und Abendbrot, hatten. Es war für uns eine besondere Bevorzugung, aber der Pole brauchte uns, um Ordnung, Licht und Wasser zu beschaffen.

Nach etwa 14 Tagen waren wir so weit, daß die Stadt von der Brauerei Licht und Wasser hatte. Wir wurden vom Bürgermeister gelobt, bekamen pro Woche "15 Zloty"; es langte wenigstens für Brot und 5 Gramm Tabak. Nun gingen wir daran, die eigentliche Brauerei instand zu setzen. Die Maschinen wurden in Ordnung gebracht, nur die Treibriemen aus Leder fehlten. Dafür sorgten die Polen.

Eines Tages konnten wir dazu übergehen, Limonaden herzustellen; das war eine Freude für die Polen - auch für uns! Ein großer Stab von polnischen Beamten kam zusehen, wie der erste Limonadenabzug vor sich ging. Wahrscheinlich haben diese "Polskis" solche umfangreichen mechanischen Abfüllmaschinen nie zu Gesicht bekommen. Es war für uns auch eine "Feier" - der Rest des Tages war für uns "Robotta". Wir bekamen mehr zu Essen und auch ein jeder 50 Zloty.

Also hatten wir eigentlich eine "gute" Gefangenschaft. Aber als wir technisch so weit waren, daß mit einem Braumeister aus Breslau, es war ein Bayer, Bier gebraut werden konnte, war die gute Zeit für uns zu Ende. Ein jeder von uns hatte zwei Polen anlernen müssen. Dann wurden wir wieder dem Arbeitskommando zugeführt.

Es war an einem Sonntagabend so gegen 10 Uhr, als die Miliz auch mich aus der Bude holte zu einem Viehtransport - der russische Offizier sagte bis Kreuzburg. Also los! Wir waren fünf Mann. Es ging zunächst nach Reichen. Hier warteten schon Polen auf uns. Wir sollten 120 Kühe und mehrere Ochsen und Bullen treiben. Als wir auf einer Wiese bei Grambschütz haltmachten, wo das Vieh weiden sollte, hörte ich von dem polnischen Begleitkommando, daß der Transport nach Kiew gehen soll. Hierüber besprachen wir Namslauer uns und kamen überein, bei der nächsten Gelegenheit gemeinsam zu türmen.

Aber ich wurde im Stich gelassen: Der nächste Aufenthalt war bei Deutsch-Würbitz auf einer Dominiumkoppel. Wir mußten uns alle paar Stunden ablösen, um die Koppel herumgehen, damit kein Vieh ausbrechen oder gar geklaut werden konnte. Ich war die erste Nachtschicht dran. Als ich auf Ablösung wartete, waren meine Namslauer Kumpanen bereits stillschweigend verschwunden.

Ich bekam einen ordentlichen Schreck und ging zum Transportführer, um nach meinen deutschen Kollegen zu fragen. Sein Vertreter teilte mir mit, meine Kollegen seien getürmt; ich solle - ich traute meinen Ohren nicht - noch eine Nacht meinen Posten versehen und würde um 3.00 Uhr geweckt werden. Pünktlich um 3.00 Uhr morgens wurde ich abgeholt, kam zum Rastplatz, erhielt ein Schreiben und Verpflegung und mußte machen, daß ich aus dem Staube kam. Also los, durch den Würbitzer Wald über Grambschütz nach Namslau zurück. "Gott sei Dank", so wurde ich in meiner Bude empfangen. Vergessen war wieder einmal das Leid, nach Kiew verschleppt zu werden. Das Arbeiten bei den Polen ging weiter, ob Sonntag oder Feiertag, immer mußten die "Niemczes" ran. Wir Deutschen mußten alle eine weiße Binde tragen, darauf stand unsere Arbeitsstätte.

Es waren fürchterliche Zeiten, in der Heimat der Willkür Fremder ausgesetzt zu sein. Die polnische Miliz war in den Aust-Häusern und in Bethanien untergebracht. Jeden Morgen wurde nach einer Liste beim Antreten aufgerufen und die Parteigenossen gesammelt zur Wache nach Bethanien gebracht. Hier haben die Ärmsten eine Hölle durchlaufen müssen; das Schreien der Verprügelten hörten wir bis in die Stadt. Nach Wochen kamen die Geplagten zurück, verstört und "halb dämlich" geschlagen - dies ist ein schrecklicher Ausdruck - aber Tatsache.

Noch ein Beispiel polnischer Willkür: Eines Sonntags gingen etwa vier bis fünf junge Leute im Alter von ca. 15 Jahren über den Ring. Da kam ein polnischer Jude, auch ein jüngerer Mann, grüßte höflich und sagte: Bitte kommen sie mit! Der L. brachte die Jungen nach Bethanien, wo sie, an die Wand gestellt und mit dem Karabiner bedroht, HJ-Lieder singen mußten. Darauf erfolgte eine "Justiz", die man sich nicht ausdenken kann. Die Jungen wurden so geschlagen, daß ein russischer Offizier dieselben befreite und ins Krankenhaus brachte, damit die Wunden heilen konnten.

Von den Russen wurde auf dem Bochnig-Grundstück ein Lager geschaffen, wobei auch ich behilflich sein mußte. Dort wurden etwa 30 Personen untergebracht. Das Lager wurde mit einem hohen Drahtverhau versehen. Dies war notwendig, um wenigstens einen Teil der Deutschen vor Übergriffen der Polen zu sichern. Wir bekamen von den Russen für die Arbeit zwar kein Geld, aber genügend Verpflegung und Bekleidung.

Unsere Arbeitsplätze waren die beiden Kartoffelflockenfabriken, die Überlandzentrale und die Kaserne. Wir mußten Kleidungsstücke, Uhren, Bilder, Radioapparate, Klaviere, Nähmaschinen, Räder und Motorräder verpacken, alles geklautes deutsches Eigentum. - Als diese Arbeit getan war, brachte man uns nach Oppeln. Dort wurden wir in einer Villa am Bahnhof untergebracht. Es gab reichlich Verpflegung, und jeder hatte sein Bett. Um 8.00 Uhr wurden wir geweckt, um 9.00 Uhr holte uns ein Lastauto ab und brachte uns zum Hafen, wo wir das geraubte Gut in Lastkähne verladen mußten.

Alle 14 Tage wurden wir in einem kleinen Autobus nach Namslau gebracht, wo wir uns über den Sonntag erholen sollten und Wäschewechsel vornehmen konnten. Wäsche und Bekleidung bekamen wir vom Russen. So vergingen etwa acht Wochen. Dann brachte man uns nach Kreuzburg in Baracken hinter der Stadt auf Ellguth zu. Hier mußten wir Wäsche, Betten und Bekleidungsstücke in Säcke vernähen und verpacken. Nach 14 Tagen kam ich wieder nach

Oppeln, wurde einem Kapitän vorgestellt und kam in die dortige Brauerei zur Bewachung der vielen Läger. Ich bekam eine Russenuniform, ein Gewehr und Patronen - wurde also Wachposten.

Mein Dienst dauerte von abends 20.00 Uhr bis morgens 8.00 Uhr. Mein "Komplize" sprach gut Deutsch. Als ich ihn fragte, wo er das gelernt habe, bekam ich zur Antwort, er sei aus Tauroggen (Ostpreußen). Wir machten Patrouillengänge innerhalb der Läger, bekamen zu rauchen und zu essen und lebten eigentlich ganz gut. Am Tage schliefen wir; mittags wurden wir geweckt und konnten nach dem Essen weiterschlafen. Um 19.00 Uhr weckte man uns wieder, brachte uns das Abendbrot, und unser Dienst begann. Wir hatten Befehl, auf Einbrecher - ob Russe oder Pole - sofort zu schießen. Soweit kam es aber nicht. Die Nachtwachen verliefen ohne wesentliche Störungen. Nach etwa fünf Wochen kam ich nach Namslau zurück. In "Namyslow" hatte sich inzwischen viel geändert. Die Russen waren zum größten Teil abgezogen. Es waren nur noch ein Zivilkommando und einige Offiziere mit Mannschaften da.

Meine Tätigkeit begann wieder beim Russen, und zwar in der Kommandantur im Gasthaus Pietzonka. Ich habe dort die Schweineställe übernehmen müssen. Das war immer noch besser, als beim Polen zu arbeiten. Hier bekam man wenigstens gut und ausreichend zu essen. Mit einem Namslauer Kameraden hatte ich den Dienst gemeinsam zu leisten. Oft haben wir früh gegen 6.00 Uhr gehört, wie die armen Deutschen von nebenan in der Feldstraße von der polnischen Miliz geschlagen wurden; es waren fürchterliche Schreie. Gemessen an den Polen, waren die Russen gute Menschen -wenn sie nüchtern waren.

Ende Oktober 1946 wurden wir deutschen Kriegsgefangenen zur Kaserne geschafft, wo wir eingeteilt wurden, um nach Deutschland abgeschoben zu werden. Es war ein langer Zug mit etwa 52 Waggons und 1850 Menschen. Endziel war das Quarantanelager "Rathenow".

Als landwirtschaftlicher Arbeiter in Ellguth und Damnig

Von Amtsgerichtsrat Werner Partheil, Auszug aus einem nichtveröffentlichtem Bericht veröffentlicht in "Namslau -eine deutsche Stadt im deutschen Osten" Band II, S.175 ff

In den Abendstunden des 24. Mai 1945 kamen wir in Namslau auf der Ellguther Straße an. Mit Kruppke, Halangk, Rohr und Dentist Bucks bezog ich ein freistehendes Behelfsheim, das Kaufmann Otto Kynast neben seinem kleinen Hause erbaut hatte, in dem Herr Przyrodek - Kutscher bei Julius Gollnisch - wohnte.

Am Sonntag, dem 27. Mai, ging ich vormittags zum ersten Male in die Stadt. Da ich weder Lederschuhe noch Stiefel besaß, mußte ich die Hausschuhe meiner Frau anziehen.

In der Höhe des Bahnhofs traf ich Baumeister Puchalla, der mir erzählte, er sei in Namslau geblieben und von den Russen als Bürgermeister oder Vertreter der Deutschen eingesetzt worden. Er besaß noch seine vollständig eingerichtete Wohnung in der Krakauer Straße.

Ich ging dann über die Bahn und kam in die Feldstraße. Die Aust-Häuser waren mit verwundeten Russen besetzt. Das kleine Haus von Direktor Przybilla war ausgebrannt, ebenso das Köberlein-Haus. Die beiden neuen Häuser von Schmiedemeister Aust in der Wilhelmstraße sind ausgebrannt.

Das Haus Nr.25, in dem wir im I.Stock wohnten, stand noch. Das Eingangstor war offen, und ich konnte in unsere Wohnung gehen, an der noch mein Namensschild zu sehen war.

Im Hause Zajuntz wohnten einige Volkssturmkameraden. Herr Zajuntz war als einziges Familienmitglied in Namslau. Bei ihm wohnten Piontek, Spielmann und der Sohn von Kaufmann Seidel. Schlossermeister Wende hatte in einem Handwagen seine erkrankte Frau wieder nach Namslau zurückgebracht; sie starb aber wenige Tage nach der Rückkehr.

Am 28. Mai erschien bei uns im Behelfsheim an der Ellguther Straße unser ehemaliger Volkssturmmann, der Pole Schmock, er erklärte uns, er sei jetzt polnischer Bürgermeister in Ellguth und habe vom russischen Kommandanten den Auftrag, Deutsche zur Arbeit nach Ellguth zu holen. Er forderte uns auf, alsbald zur Arbeit zu erscheinen. Ich ging am 30. Mai mit zur Arbeit nach Ellguth.

Die Polen sorgten dafür, daß die aus dem Reiche zurückflutenden polnischen Arbeiter sich in den deutschen Ostgebieten sesshaft machten. Das waren die ersten Polen, die sich in Dörfern niederließen und sich leerstehende Landwirtschaften aussuchten. Im Laufe des Sommers kamen Polen aus der polnischen Ukraine und Galizien. Die älteren dieser Polen sprachen fließend Deutsch; denn sie hatten im österreichischen Heer gedient und den Ersten Weltkrieg mitgemacht.

Ich besaß außer dem Wehrpaß keinen Ausweis, der mich zum Aufenthalt in Namslau berechnigte. So ging ich am 1. Juni morgens in die Stadt. In der Peter-Paul-Straße war das polnische Landratsamt. Ein polnisches Mädchen führte mich in das Nebenhaus, wo ich die Ehre hatte, dem polnischen Landrat, einem Schneidergesellen, vorgestellt zu werden. Das Mädchen sprach mit ihm ein paar Worte. Dann händigte er mir den Ausweis aus, und ich konnte gehen. Das Mädchen hatte mir gesagt: "Morgen um halb sieben hier unten antreten." Alle deutschen Männer hatten sich täglich zur Arbeit um diese Stunde einzufinden. Ich war also am nächsten Tag pünktlich zur Stelle und wurde von dem stellvertretenden Landrat mit eingeteilt.

Als ich abends mit leerem Magen in die Ellguther Straße zurückkam, sagte ich mir, daß es besser sei, wegen der Kost beim Russen zu arbeiten. Ich schrieb an Puchalla, daß ich vom russischen Arbeitskommando Ellguth zur Landarbeit angefordert wäre und deshalb dort weiter arbeiten wolle.

Bucks als Dentist hatte vom Polen den Auftrag erhalten, in den Arbeitsräumen der Zahnärzte und Dentisten alles noch verwendbare Materialzusammen zu suchen. Bucks erwartete oder hatte sogar zugesagt bekommen, daß er sich in der Stadt eine Zahnarztpraxis einrichten solle. Viel hat er nicht mehr vorgefunden. Ich war mal mit im Hause Hermann Gollnisch in den Praxisräumen meines Freundes Kurt Hoppe, wo noch aufgebrochene Möbelstücke, Bücher, Schreibkram und allerhand herumlag. Die hauptsächlichsten Praxisgegenstände waren schon lange weggeschafft. Am Nachmittag des 3. Juni traf ich Felix Morawe mit Frau und Tochter, die erst vor einigen Tagen nach Ellguth zurückgekommen waren und nicht mehr in ihre Landwirtschaft gelassen wurden. Sie wohnten in einem kleinen Hause in der Nähe ihres Gutes. Nach und nach kamen immer mehr Deutsche zurück, und jeder von uns rechnete damit, daß eines Tages auch die eigene Familie heimkehrt. Wir wußten ja noch nicht, daß man gerade in diesen Tagen die Ostgebiete den Polen zur Verwaltung übergeben hatte. Immer wieder sah man Polen auf der Straße, die sich die noch freistehenden Landwirtschaften ansahen und einzogen.

Eines Tages traf ich Obergerichtsvollzieher Gustav Reimann mit seiner Frau Erna, die von Landeshut nach Namslau zurückgekommen waren. Sie waren erschüttert, als sie von mir hörten, daß das Tannhofsche Haus, in dem sie eine schöne Wohnung hatten, ausgebrannt sei. Sie kamen im Hause von Josef Eichner an der Ohlauer Straße unter. Vom Montag, dem 4. Juni, an ging ich täglich kurz nach Sonnenaufgang mit Halangk nach Ellguth zur Arbeit. Dort

bekamen wir Frühstück, Kartoffelsuppe mit Rindfleisch und Milchnudelsuppe. Brot stand, in Scheiben geschnitten, auf dem Tisch. Jeder konnte sich satt essen.

Die Milch holte morgens und abends ein Russe aus Damnig, wo im Rittergut etwa 80 Milchkühe standen und wo gebuttert wurde. Unsere Hauptarbeit bestand zunächst im Ausmisten und Reinigen der Scheunen. Dann wurde Heu in die Scheune bei Morawe eingefahren. Es dauerte lange, bis ich endlich lernte, wie man Heu gabelt. Als ich eines Mittags heimkam, hatten Polen aus unserer unverschießbaren Wohnung meinen Koffer und Mantel mitgehen lassen. Wir suchten sie und fanden sie auch gleich in der neben unserem Behelfsheim liegenden leeren Wirtschaft. Nach kurzem Suchen fand Halangk meinen Koffer im Viehstall in einer Box. - Was nicht vergraben war, wurde aufgestöbert und gestohlen. Sichere Verstecke gab es nicht. Als wir etwa eine Woche nach dem verhinderten Diebstahl von der Arbeit heimkamen, war mein Koffer und Mantel wieder weg, diesmal leider endgültig.

Am nächsten Tage verschwanden Rohr und Halangk, die nach Mühlhausen in Thüringen zu ihren Familien marschieren wollten. So war ich nur noch mit Buchs zusammen. Später fand sich Paul Klose (ehemals Bürgermeister von Böhmwitz) bei uns ein. Mit ihm hatte ich täglich in den Kartoffeln Furchen zu ziehen. Die Russen hatten im Mal Kartoffeln legen lassen.

Eines Vormittags war großer Krach. Skupin und ein anderer Deutscher waren mit einem Gespann Pferde zum Pflügen auf seinem Feld zwischen Ellguth und Damnig, als einige Russen erschienen, die Pferde ausspannten und mit ihnen verschwanden. Nachforschungen blieben erfolglos. Die beiden Deutschen konnten sich natürlich gegen die russischen Soldaten, die meist Schießseisen trugen, nicht durchsetzen.

Als ich am Morgen des 22. Juni mit den anderen Deutschen bei Morawe auf das Frühstück wartete, erklärte mir der polnische Bürgermeister Smok, ich könnte gehen, ich würde hier nicht mehr gebraucht. Nachdem mich Smok entlassen hatte, wäre mir nichts weiter übriggeblieben, als in die Stadt zum Polen zur Arbeit zu gehen. Puchalla hätte mir vielleicht eine geeignete Arbeit vermitteln können. Aber mit der Verpflegung wäre es natürlich dort schlecht gewesen. Deshalb ging ich noch am selben Morgen zum Polen Josef Kupietz, der sich am Dorfanfang die Bauernwirtschaft von Jendretzky zugeeignet hatte und dort mit Frau und Kind wohnte. Er war sehr erfreut, weil er nun noch weniger zur arbeiten brauchte als bisher.

Kupietz hatte in der Waschküche eine Brennerei eingerichtet. Der Waschkessel diente zum Aufkochen der Zuckerrüben und Kartoffeln, der Deckel war mit Glaserkitt verschlossen und an ihm die Filtrieranlage mit einer Kupferblase angebracht. Aus einem Röhrchen tropfte der fertige Alkohol. Der Absatz des Fusels florierte.

Die Akten des früheren Bürgermeisters Jendretzky lagen in einer Box des Schweinestalls. Kupietz meinte, man müsse doch die Sachen gut aufheben, weil sie der Bürgermeister später doch noch gebrauchen werde. So haben wir die Akten und Gesetzblätter in einer Ecke des Schweinestalls aufgestapelt und alles aufgeräumt. Eines Nachmittags erschien im Hofe ein unbekannter junger Pole. Er war der Bruder meines "Chefs", der aus Warschau zu Besuch gekommen war. Marian sprach etwas Deutsch. Er besaß in Warschau eine Gärtnerei. Marian konnte als Nationalpole die Russen nicht vertragen. Als Angehöriger der besitzenden Klasse war er kein Kommunist.

Es wurde natürlich auf die Russen geschimpft. Das geschah meist, wenn man mit Polen allein sprach. Kam man mit Russen ins Gespräch über die Polen, dann wurde auf die faulen Polen geschimpft, die sich vor der Arbeit drückten.

Als ich eines Abends mit Kupietz im Felde war, konnte ich ein paar Worte mit einem Deutschen wechseln. Er sagte mir, ich sei doch der Amtsgerichtsrat, und riet mir, möglichst bald zu verschwinden, weil er gehört hätte, die Polen suchten mich. Am Tage vorher war unser Schlafgenosse Buchs abends nicht aus der Stadt zurückgekommen. Wir hörten, daß die Polen alle Deutschen, die in der Partei waren, eingesperrt hätten, und zwar im Keller von "Bethanien". Auch ich hatte bei der Meldung in der Stadt angegeben, in der Partei gewesen zu sein. Nur der Umstand, daß ich beim Russen beschäftigt war, scheint mich vor der Inhaftierung gerettet zu haben. Man hatte 13 Deutsche, darunter Hoffmann, Erich Hartmann, Kreisobmann der DAF (Deutsche Arbeitsfront) Schubert und Gustav Sasse, festgenommen. Sie haben etwa 15 Wochen gesessen. Gustav Sasse ist später in der Haft verstorben. Ihn scheint man besonders hart behandelt zu haben. So erzählte man, er sei viel geschlagen worden und habe bei jedem Schlag seinen Namen buchstabieren müssen: SA - SS - E. Schubert als gelernter Friseur brauchte nicht so schwere Arbeit zu leisten, damit er eine leichte Hand behielt, um die polnischen Herren zu rasieren.

An den Sonntagen ging ich oft in die Stadt, um Bekannte aufzusuchen. Schlossermeister Wende hatte sich mit seiner Tochter in der eigenen Wohnung wieder einigermaßen eingerichtet. Da erschien bei ihm ein Pole, der die Werkstatt übernahm und Wende bei sich beschäftigte. Er hatte Glück, daß er in seiner Wohnung bleiben durfte. Da der Pole über den Sonntag zu seiner Familie fuhr, konnte Wende hin und wieder Schwarzarbeit leisten und etwas für sich verdienen, denn bezahlt wurde kein Deutscher für seine Arbeit. Genauso ging es dem Bäckermeister Görlitz, Buchhändler Toebe u. a. Die Deutschen waren in der ersten Zeit zunächst wieder in ihren Wohnungen untergekommen, soweit die Häuser nicht ausgebrannt waren. Aber bald ordneten die Polen an, daß die Deutschen sich neue Quartiere in der Kloster- und Brauhausstraße suchen mußten, wo sie dann sehr beengt wohnten.

Die Familie Rektor Josef Peter, mit der wir im gleichen Hause in der Schulstraße 3 bis 1942 gewohnt hatten, wohnte jetzt im Görlitzschen Hause bei einem Fräulein Reusche, die über etwa drei Räume verfügte. Unser alter Hilfspolizeimeister Hanetzog hatte mit seiner Frau in der Brauhausstraße ein eigenes geräumiges Zimmer. Studienrat Pickert wohnte ebenfalls dort in einem Hause und mußte die Wohnung mit der Familie Kusche teilen. Bei ihm sah ich am 19. August 1945 wieder das elektrische Licht brennen. Die Polen oder vielmehr der Elektromeister Christ hatte bei Haselbach (Brauerei) einen Dynamo in Betrieb gesetzt und an das städtische Leitungsnetz angeschlossen. Toebe hatten sich im 3. Stock ihres Hauses unterm Dach ein geräumiges Zimmer eingerichtet. Das fensterlose Durchgangszimmerstand voller Bücherregale. Daneben schlief in einer engen Kammer Konditormeister Koschwitz, der neben seinem Bett ebenfalls ein Bücherregal voller Bücher stehen hatte, die er aus dem Hofe seines Hauses zusammengesucht hatte.

Im Hause Kirchstraße/Ecke Hospitalstraße gegenüber dem Amtsgericht, wo die Kreisbauernschaft untergebracht gewesen war, wohnten besonders viele Deutsche, u. a. auch unser Justizangestellter Oskar Rospunt mit Frau. Er war vollkommen weißhaarig geworden und hatte als "stary"(alter Mann) das Glück, von Russen und Polen unbelästigt geblieben zu sein, als er von Sachsen nach Namslau zurückkehrte. Ihn hatten die Polen damit beauftragt, die Liegenschaftsbücher des Katasteramtes zusammenzusuchen. - In dem ausgebrannten Hospital in der Langen Straße neben dem Wendrich-Hause lagen unsere Grundakten und auch die Bücher des Katasteramtes. Das Amtsgericht, vordem sich über die Hospitalstraße weg in der ersten Zeit noch ein hoher Bretterzaun befand, war unbeschädigt und wurde wohl als Lazarett benutzt. Später standen eines Tages Aktenböcke und kleine Tische aus dem Bestand des Gerichts zur Abholung auf der Straße. Den Hof sah ich voller Akten liegen.

Zollsekretär Kilian war mit Frau und Tochter im Sommer nach Namslau zurückgekehrt und wohnte in einem Hause der Kirchstraße. Ein paar Tage später hörte ich, daß verwundete Russen, die für Stadt und Umgebung eine Landplage waren, die Tochter von Kilian mit Versprechungen in einen Schuppen gelockt und dort vergewaltigt hätten. Als sie um Hilfe schrie, stopften sie ihr Federn in den Mund, an denen sie erstickt ist. Der Seifensieder Proske aus der Krakauer Straße war beim Einzug der Russen am 21. Januar 1945 in Namslau geblieben. Eines Abends wollten Russen in sein verschlossenes Haus. Als er auf das Klopfen nicht schnell genug öffnete, schoß man durch die Tür, und Proske trug durch die Schüsse eine Handverletzung davon. Ein Arzt war nicht zu erreichen, so ist er - wie er mir erzählte - bis nach Oppeln gefahren, um sich dort die Wunde ausheilen zu lassen. Der katholische Pfarrer hatte ihn und den alten Kaufmann Röhrich von der Krakauer Straße im Pfarrhause aufgenommen, wo beide Herren in einem Räume wohnten.

Die katholische Schule neben der Pfarrkirche war mit alten Leuten in allen Räumen besetzt. Als ich mal durch den Flur ging, sah ich, daß die Bewohner, die in Namslau verblieben waren - es waren nur Leute über 60 Jahre- mit Bettstellen und Federbetten gut ausgestattet waren. In der katholischen Schule wohnte auch Fräulein Margot Wiechmann, Organistin der evangelischen Kirche, mit ihrer erkrankten Mutter. Ich glaube, daß die Polen ebensowenig für die alten Leute sorgten wie für die arbeitenden Deutschen, die nur hin und wieder etwas Brot bekamen. Man rechnete wohl polnischerseits mit dem langsamen Absterben der Alten. Im Sommer 1945 starben zwei alte ledige Tanten von Walter Skupin. Seitdem hatte man ein Beerdigungskommando aus einigen deutschen Männern eingesetzt, zu dem auch zeitweise unser Nachbar Przyrodek gehörte. Da nur der Stadtpfarrer und ein Kaplan in Namslau waren, haben diese wohl die Beerdigungen erledigt. '

Als ich eines Abends, es war am 27. Juni, in unser Behelfsheim kam, hatten zwei polnische Frauen, die mit einem Kind und einer Kuh aus der von den Russen besetzten Ukraine stammten, unsere Bude ausgeräumt und für uns die andere leere Wohnung eingerichtet.

Vor dem Erntebeginn erschienen eines Morgens ein Russe und der Ellguther Bürgermeister im Hofe von Kupietz und verlangten von ihm meine Freigabe, ich sollte wieder zur gemeinschaftlichen Arbeit im Dorfe kommen. Zur Ernte setzte man einen Garbenbinder ein, mit Pferden bespannt. Damit wurden die wenigen Felder, die überhaupt mit Getreide bestellt waren, was die Deutschen im Herbst 1944 getan hatten, abgemäht. Es fehlte aber manchmal Bindegarn, dann mußten wir die Garben mit Strohseilen mit der Hand binden. Damit hatte ich erhebliche Schwierigkeiten.

Die deutschen Arbeitskräfte reichten allein für die Erntearbeit nicht aus. Deshalb wurden auch die Polen aus dem Dorf mit herangezogen. Die hatten aber nicht viel Lust zur Arbeit, sie bummelten lieber herum und "organisierten". Mit ihnen hatte der "sotys" (Bürgermeister) immer wieder Ärger, weil sie nicht von selbst zur Arbeit kamen, sondern abwarteten, ob man sie holen würde. Der Russe hatte schon recht, wenn er sagte: "Pole faul!"

Im Gutshof des Nachbardorfs Damnig, etwa 2 km von Ellguth entfernt, befand sich ein russisches Kommando. Dorthin waren nur wenige Deutsche heimgekehrt, so daß es an Arbeitskräften fehlte. Im Gutshause, einem schloßähnlichen Gebäude, wohnte der Kommandant, ein Staschina (Feldwebel), mit seiner "Freundin" und einigen Soldaten. In der Küche waren Russinnen beschäftigt, im Abmelkstall ukrainische Mädchen, von denen jede mehrere Kühe zu besorgen hatte. Die Milch wurde mittels einer handbetriebenen Zentrifuge verbuttert. Jeden Tag holte man für die in Ellguth bei den Russen Beschäftigten eine 20-Liter-Kanne voll Milch für die Milchsuppe, die es täglich nach der Rindfleischsuppe gab.

Als wir in Ellguth Ende Juli mit dem Einfahren fertig waren, begann das Einfahren in Damnig. Zuerst wurden die Scheunen auf der Erbscholtisei Skupin am Ende des Dorfes vollgebanst. Dann wurde in unmittelbarer Nähe von Damnig in eine große Feldscheune eingefahren. Am 1. August begann die Drescharbeit bei Skupin. Die Dreschmaschine wurde mit dem stationären Lanzmotor betrieben. Die Strohpresse hinter der Maschine streifte oft, weil der Papierbindfaden nichts taugte.

Woher ich mal einige polnische Zlotys bekommen habe, weiß ich nicht mehr. Ich hatte aber polnisches Geld, so daß ich einige Postkarten an Frau und Verwandte im Reichsgebiet abschicken konnte. Die polnische Post, die wohl erst im August 1945 ihren Betrieb aufgenommen hat, nahm zwar Postsachen entgegen; es wurde aber betont, daß nicht zugesichert werden könne, ob die Sachen nach Orten außerhalb Schlesiens befördert würden. Tatsächlich hat auch keine Karte von mir den Empfänger erreicht. Das Postamt Namslau hatten die Russen besetzt. Die Polen richteten sich einen kleinen Raum im Hause Bozionnek, Ecke Bahnhofstraße/Bahnhofplatz, als Poststelle ein und erhielten erst etwa im August von den Russen das Postamt übergeben. Als ich dort mal einen Brief aufgab, stand neben mir am Schalter ein Zivilpole, der vor oder nach der Abfertigung durch einen polnischen Postbeamten einen Kratzfuß machte, ein Zeichen der Unterwürfigkeit, wie ich es vorher nie beobachtet hatte.

Am 22. August mußte ich auf Anweisung der Russen beim Abtragen des Kriegerdenkmals in Ellguth helfen. Es war ein vierkantiger, zwei Meter hoher Obelisk, auf dem die Namen der im Ersten Weltkrieg gefallenen Dorfbewohner eingemeißelt waren. Das Umlegen des schweren Steins war mühevoll. Wir haben ihn in der Nähe seines Standorts im Gebüsch verborgen.

Seit Anfang August gab es in der Stadt eine polnische Verwaltung im Rathaus, bei der sich alle Deutschen zu melden hätten. Diesmal gab ich meine volle Amtsbezeichnung an, worauf mich der Pole fragte, ob ich bereit wäre, bei der Einrichtung der polnischen Gerichtsbarkeit in Namslau zu helfen, ich würde dann gut bezahlt werden. Dazu hatte ich keine Lust, zumal ich wußte, daß es mit der Verpflegung in der Stadt noch haperte. Ich erwiderte, ich sei beim russischen Kommando in Ellguth als Landarbeiter beschäftigt und könne nicht ohne weiteres dort weg.

Als ich am nächsten Tag nach der Mittagstunde zur Arbeit auf den Skupinschen Gutshof ging, kam mir freudestahlend ein Mädchen entgegen und reichte mir eine Postkarte der polnischen Post. Vetter Alois Schnabel aus Freiburg in Schlesien schrieb mir, meine Familie befände sich in Dachwig bei Erfurt. Mit der polnischen Postkarte ging ich zum russischen Kommandanten, meinem Arbeitgeber, und trug ihm mein Anliegen vor, alsbald zu meiner Familie zu fahren. Er erklärte sich damit einverstanden und bestätigte auf meiner Arbeitsbescheinigung, daß ich von Anfang Juni bis zum 10. September 1945 beim russischen Kommando in Ellguth gearbeitet habe. Für polnische Kontrollen hatte ich außerdem die russische Bescheinigung von Anfang Juni, in der man mir den Einzug in meine Wohnung in Namslau, Wilhelmstraße 25, gestattete; und die trug einen russischen Stempel, was Wunder wirkte. Der polnische Bürgermeister in Ellguth gab mir auf meine Bitte auch noch eine polnisch geschriebene Bescheinigung über meine Arbeitszeit in Ellguth.

Da ich kein polnisches Geld für eine Bahnfahrt hatte, mußte ich mich auf eine Fußreise vorbereiten. Ich holte mir beim russischen Kommandanten die mir zugesagte Marschverpflegung.

Alle Deutschen, von denen ich mich verabschiedete, beneideten mich. So nach und nach war nämlich durchgesickert, die Potsdamer Konferenz habe den Polen alle deutschen Gebiete östlich von Oder und Görlitzer Neiße überlassen.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse so kurz nach Kriegsende waren für die Polen, die man in Schlesien festgehalten hatte, als sie aus dem übrigen Deutschland in ihre Heimat zurückkehren wollten, oder die aus den russisch besetzten Gebieten Polens vertrieben worden waren, nicht gerade rosig. Die zwangsweise in Schlesien angesiedelten Polen hatten überwiegend den Wunsch, wieder nach Ostpolen zurückzugehen. Natürlich widerstrebte es ihnen auch, das durch den Krieg überall verwüstete Land wieder aufzubauen. Denn das hieß für sie, tatkräftig zu arbeiten, was ihnen ohnehin nicht lag. Dazu kam, daß sie sich in Schlesien nicht recht wohl fühlten und in ständigem Zweifel waren, ob sie nicht über kurz oder lang wieder rausmüßten. Was im Sommer 1945 geerntet wurde, war noch von den Deutschen angebaut worden. Jetzt sollten sie heran!

Am frühen Morgen des 10. September 1945 packte ich meine wenigen Habseligkeiten und marschierte in Richtung Stadtwald, vorbei an der ausgebrannten Stadtförsterei. Gegen 17.00 Uhr kam ich nach Grüntanne, wo mich der Hausbesitzer Gerlach für eine Nacht aufnahm. Wie alle Deutschen lebte auch er unter den Polen und Russen in den kärglichsten Verhältnissen. Aber man fand trotzdem unter den Deutschen überall Verständnis und freundliche Aufnahme.

Über Ohlau, Groß-Peiskerau, Neu- und Alt-Schlesien erreichte ich in Wangern die Bahnstrecke Breslau-Strehlen-Münsterberg-Kamenz. Am Bahnhof erklärte mir ein deutscher Eisenbahner, mit meinen Papieren könne ich die Bahn auch ohne Geld benutzen.

Um etwa 18.00 Uhr traf ich per Bahn an der Endstation Kamenzein. Ich schlief bei einer Familie Raschdorf auf einem Sofa in der Küche, deren Fenster auf die Bahnsteige ging. Von dort sah ich am nächsten Morgen einen Zug stehen, der in Richtung Schweidnitz ging. In einem geschlossenen Viehwagen fand ich auf einem Haufen Ziegeln einen Sitzplatz. In Königszelt mußte ich lange auf den aus Breslau kommenden Zug warten. Als er endlich kam, waren alle Abteile voll besetzt. Ich konnte nur noch in eine offene Lore hineinkommen, auf der Polen aus der Ukraine mit Hausrat und Vieh verladen waren.

In Freiburg stieg ich ab und fand bald das Haus, indem meine Verwandten wohnten. Am Montag, dem 17. September, ging's weiter nach Landeshut. Tante Grete und Martha begleiteten mich zum Bahnhof. Ich bestieg den Zug nach Waidenburg. Es sollten 14 Jahre vergehen, bis ich die beiden Tanten meiner Frau wiedersehen konnte.

Gegen 10.00 Uhr hielt der Zug in Dittersbach. Erst um 16.00 Uhr hatte ich Anschluß nach Landeshut. An einen geregelten, pünktlichen Bahnverkehr war damals in Schlesien nicht zu denken, weil die Russen auf fast allen zweigleisigen Strecken das eine Gleis abgebaut und fortgeschafft hatten. Die elektrifizierte Bahnstrecke Breslau-Hirschberg-Görlitz war bis auf die Masten abgebaut.

Als ein Zug aus Richtung Glatz-Neurode eingefahren war, stiegen einige deutsche Flüchtlinge aus, die alle zur Kontrolle in einen besonderen Raum geschickt wurden. Auf dem Bahnsteig blieben aber einige "bessere" Herren in guter Kleidung, die getrennt hin und her liefen. Sie erweckten den Eindruck, Polen zu sein. Zu ihnen gehörten zwei Frauen, gut gekleidet und geschminkt, die mit einem Kinde laut Polnisch sprachen. Eine der Frauen setzte sich auf kurze Zeit neben mich und flüsterte mir unauffällig zu, sie seien Deutsche aus Oberschlesien und wollten getrennt von ihren Männern aus Schlesien ausreisen. Um nicht kontrolliert und

geplündert zu werden, spielten sie sich als reisende Polen auf, weshalb sie auch das Kind immer wieder laut Polnisch riefen. Schließlich steckte mir die Frau ein Stück Brot und etwas Wurst zu. Das war wirklich eine Überraschung für mich.

In Landeshut suchte ich unsere Quartiergeberin vom Januar 1945 auf, um mir aus dem Koffer, den wir damals bei ihr abgestellt hatten, wenigstens einen Anzug zu holen; denn ich besaß ja nur die Windjacke, die Stiefelhose und die recht brüchigen Schuhe. Hier traf ich Ewald Petrusch, der mich bat, ihn mitzunehmen. Wir entschlossen uns, am nächsten Morgen von Landeshut loszufahren. Als ich am 18. September morgens das dunkle Abteil des Zuges betrat, begrüßte mich plötzlich ein Mann mit meinem Namen. Es war Kaufmann Baccia aus Namslau vom Berliner Holzkontor. Er war in tschechischer Gefangenschaft gewesen, aber dann wohl krankheitshalber entlassen worden. Er wollte jetzt nach Berlin zu seiner Firma fahren. Um 10.00 Uhr trafen wir in Jauer ein, und gegen 18.00 Uhr kamen wir auf dem Hauptbahnhof Liegnitz an. Irgend jemand hatte mir geraten, nicht etwa mit der Bahn in Richtung Kohlfurt weiterzufahren, weil wir vor dem Grenzübergang alle unsere Sachen losgeworden wären. Wir sollten uns lieber ein nach dem Westen fahrendes Russenauto suchen, um besser bis zur Oder-Neiße-Grenze oder sogar über sie zu kommen. Das Finden eines solchen Russenautos war allerdings recht schwierig. Erst nach zweitägigem Warten erhielten wir Mitfahrgelegenheit. Allerdings mußten wir kurz vor Haynau wieder vom Lkw runter, weil er statt nach Westen in Richtung Süden abbiegen mußte. Wir liefen in die Stadtmitte von Haynau und fanden dort einen Lkw, der uns bis Kaiserswaldau mitnahm. Von dort ging's zu Fuß in Richtung Westen weiter, bis uns zwei schwere russische Traktoren aufsteigen ließen. Bei schönem Wetter konnten wir so in aller Ruhe hinter uns das Riesengebirge und die Gröditzburg liegen sehen - und das wohl zum letzten Male. Gegen Abend erreichten wir das Dorf Schwiebendorf vor Bunzlau. Am nächsten Morgen, dem 23. September, einem Sonntag, nahm uns kurz hinter Schwiebendorf ein russischer Lkw mit. Etwa zwei Kilometer vor Görlitz erklärte uns der Russe, wir müßten absteigen, er dürfe uns nicht über die Grenze mitnehmen. Mit recht gemischten Gefühlen näherten wir uns zu Fuß der Görlitzer Neiße. Russische Zivilarbeiter kamen uns auf Lastwagen entgegen, und wir bekamen von ihnen allerhand Schimpfworte nachgerufen. Wir kamen an die Grünanlagen unterhalb der Görlitzer Ruhmesallee und sahen vor uns die breite hölzerne Fahrbrücke über die Neiße. Der polnische Posten fragte mich nachdem Inhalt meines Packens, den ich unterdem Arm trug, ließ mich dann aber gehen. Am anderen Ende der Brücke saß ein russischer Soldat, der mich ohne weiteres durchließ. Etwa eine Stunde später ging ein Zug in Richtung Löbau ab.

Bericht polnischer Rundfunkreporter über unser Namslau

Nach dem Artikel "Abenteuer in Namslau" in der Schlesischen Rundschau vom 15. Januar 1958, Namslauer Heimatruf Nr. 6, S.6

Zwei polnische Rundfunkreporter vom Sender Breslau haben eine neue Sendereihe unter dem Titel "Entdeckungsreisen in Schlesien" begonnen, in der sie über nieder-schlesische Kleinstädte berichten wollen.

Als erstes waren sie in Namslau und verglichen anhand von mitgebrachten Vorkriegsfotos das heutige mit dem einstigen Aussehen. Es ist für uns hoch interessant zu lesen, was diese beiden Polen als gewiß unverdächtige Zeugen über unser Heimatstädtel zu sagen hatten:

"Natürlich ist noch immer ersichtlich, daß das Deutschtum diese Stadt geprägt hat. Es war direkt ein Abenteuer, in Namslau nach spezifisch polnischen Symptomen zu suchen. Ich fand zwar überall unsere Lebensart, aber ich fand auch, daß sie dieser Stadt nicht gut bekommen ist.

Wenn ich die Aufnahmen aus früherer Zeit mit den gegenwärtigen Verhältnissen vergleiche, so meine ich, daß deutsche Ordnung und Sauberkeit gar keine so schlechte Sache war. So verstehe ich zum Beispiel nicht, daß die beiden protestantischen Kirchen in Namslau leerstehen, ausgeplündert sind und gegen unsere Bemühungen zeugen. Muß das sein?"

Im Staatshotel, dem alten "Hotel Grimm", muß dann der polnische Reporter - immer seiner eigenen Schilderung zufolge - erleben, daß ein Stadtverordneter ihm aus den protestantischen Kirchen geraubte Kultgeräte, darunter auch ein wertvolles Altarbild, zum Verschachern anbietet. Soweit der eine.

Der andere Reporter besuchte vor allem Industriebetriebe und Werkstätten in Namslau. Er spricht von einer kreditbedürftigen Maschinenfabrik und einer mit vollen Touren produzierenden Spielzeugfabrik, wo er die Arbeiter mit der an sich verbotenen Herstellung von militärischem Kinderspielzeug beschäftigt sieht. Er fragt, ob es nicht besser wäre, in der Fabrik - wie früher - Seife herzustellen. Also wird es sich wohl um die frühere Seifenfabrik von Weiß, später Proske handeln.

Brauerei und Kartoffelflockenfabrik sollen wie früher arbeiten. Nach den ursprünglichen Plänen hätten diese beiden Betriebe auch nicht mehr bestehen dürfen, da alles geändert werden sollte. So zählte der Reporter auf flüchtigen Rundgängen 34 Schnapsverkaufsstellen, so daß auf je 100 Einwohner ein Schnapsladen komme. Nach den weiteren Feststellungen der beiden polnischen Reporter ist das Rathaus zwar renoviert worden; sie kritisieren aber den immer noch nicht in Gang gekommen Aufbau von Wohnhäusern und die Vernachlässigung von Parkanlagen und der Burg, die durch Einrichtung von Wohnungen ihren historischen Charakter eingebüßt habe.

Zum Abschluß der Sendung des jetzt polnischen Senders Breslau über unser geliebtes Heimatstädtel hieß es:

"Namslau gehört zu den städtischen Kleinodien, die wir 1945 übernommen, aber nicht richtig gepflegt haben. Wir hätten in unserem eigenen Interesse großzügiger sein und nicht alle Deutschen ausweisen sollen. Viele von ihnen wären sicherlich gerne in ihrer Heimat geblieben und hätten in gemeinsamer Arbeit mit uns verhindern können, daß die Stadt heute bei einem Vergleich mit früher so schlecht abschneidet." Wir haben dem nichts hinzuzusetzen.

Transport Nr. 3

Transportführer Babatz Konrad Wag. Nr. 11

No.	Wagenführer	Mnn.	Fr.	Ed.	Ges.	Brot.	Fleisch.	Fett.	Zucker
2	Becker Paul	10	16	9	35	25	—	—	—
3	Niemand Karl	2	20	13	35	28	—	—	—
4	Pordigeraki H.	10	19	8	37	—	—	5	2
5	Zinn Johannes	8	16	12	36	97	—	8 3/8	5 1/2
6	Sowa Johannes	14	13	8	35	81	—	2	—
7	Brayk Paul	12	20	4	36	80	2 1/2	5 1/2	6
8	Fiebig Johann	13	18	5	36	134	5 1/2	12	5
9	Kroworsch Fel.	14	12	10	36	115	5 3/8	5 3/8	5 1/4
10	Heider Ed.	10	11	14	35	41	—	—	2 1/2
11	Babatz Konrad	8	20	7	35	91	—	6 3/4	1 3/4
12	Banke Josef	11	17	7	35	45.5	—	4	6 1/2
13	Hartmann Erich	14	16	5	35	95	3 3/4	7 3/4	3 1/2
14	Spielmann Fr.	13	19	3	35	92	—	2 1/2	1
15	Vallak Franz	8	19	8	35	92	4	6	6 1/2
16	Pietze Fritz	14	18	3	35	34	—	4 1/4	3 1/2
17	Kathel Karl	16	16	3	35	100	0.9	7 1/4	7 1/8
18	Jaschke Herm.	12	20	4	36	87.5	1/2	5 1/4	5 3/4
19	Schemmel Rob.	16	16	3	35	47.5	1.5	7	3
20	Sander Fr.	9	17	10	36	74	8.2	11 1/2	7 1/2
21	Stannek Alb.	18	13	4	36	99	10.2	19	9
22	Vichos Alfons	12	18	5	35	23.6	—	3.6	8.9
23	Kalla Karl	9	19	8	36	51	—	—	—
24	Witschel Pet.	6	13	16	35	27	—	—	—
25	Sanitätswagen								
26									
27	Godek Gustav	9	20	6	35	57.5	0.25	3.75	1.5
28	Kick Alois	10	17	8	35	63	—	0.8	0.1
29	Habbian Fr.	8	11	16	35	29	—	2 1/4	1
30	Teher Helmut	8	21	8	35	63	2	12 3/8	8
31	Becker Fritz	8	16	11	35	13	3/4	6	2 3/4
32	Wasser Rudolf	10	18	8	36	14.5	—	—	—
33	Pigge Paul	12	16	7	35	27	1 1/2	3.5	3.5
34	Hubrik Gustav	12	13	11	36	4.5	—	4 1/4	7 1/4
35	Schmidt Fr.	6	16	14	36	65	1.5	5.5	21
36	Scholz Wilh.	3	14	18	35	57	—	—	—
37	Sauermann H.	10	16	10	36	36	0.5	6.6	7
38	Gross Karl	5	14	17	36	54.5	1 1/4	5 1/4	8
39	Sandmann Er.	7	15	14	36	73	0.5	6.5	7
40	Kruber Paul	4	15	16	35	60	—	1	1
41	Koschik Franz	3	15	17	35	84	0.7	5.5	5.5
42	Kubitz Frits	4	15	16	35	81	—	4.6	3.2
43	Reigber Gustav	8	15	13	36	84	—	9	16.5
	Brühl Wilhelm	12	17	6	35	74	1	3.5	9.2
	Jendretski R.	5	16	14	35	31	—	2.2	13.2
	Quack Ignatz	6	17	13	36	74	1	3.7	5.7
	Stein Wilhelm	8	17	12	37	30	—	3.6	6.6
	Pietzonka J.	7	20	8	35	40.5	0.5	10.5	9.6
	Selinger Emil	6	13	17	36	65	—	3	0.8
	Hinschkewitz	11	16	8	35	42	0.2	2.2	2.2
	Keller Wilhelm	9	17	10	36	184	5.5	19	13.5
	Weigert Alfred	10	15	11	36	66	1.2	2.5	0.6
	Dobras August	3	17	24	44	44	0.5	8 1/2	14 1/2

462 - 604 479 - 1744 3069.6 65.0 229.8 100.5

462/818/503/1783/3075.6/66.2/237.3/115.2

Abschrift eines Briefes:

Hans Gollmer Jena, den 27. Oktober 45. Prokurist bei der Deutschen Bank Leo Sachse-Str. 43

Sehr geehrte Frau Gräfin!

Nachdem nun die Post für alle Zonen zugelassen ist, erlaube ich mir einmal an Sie zu schreiben, um ev. durch Sie zu erfahren, wo wir unsere Verwandten, die Familien der Frau Lampa und deren Mutter ausfindig machen könnten.

Ende Januar erzählte mir der Herr Graf bei einem Besuche in der Bank, dass die Familie Lampa mit dem Gutstreck mitgezogen ist. Ich hörte inzwischen einmal, dass der Treck durch das Sudetenland und die Tschechoslowakei gezogen ist. In einem kleinen tschechischen Orte ist mein Onkel, der Hauptlehrer Krause (Paul, +17.2.45, Vater der Margarethe Lampa, Lehrerin 1-4) plötzlich verstorben; ohne ihn beerdigen zu können, musste der Treck am nächsten Morgen weiterziehen. Vielleicht hat sich der Treck nach Bayern begeben und sich in Ihrer Gegend gemeldet. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie mir einen kleinen Hinweis geben würden, falls Ihnen etwas bekannt geworden sein sollte. Ist der Herr Graf auch dort eingetroffen? Die Bank möchte auch gerne die Adresse erfahren.

Wir sind mit der Bank am 26.1. zu Fuss aus Breslau in hohem Schnee herausgegangen, um in Etappen über Görlitz, Erfurt in Jena, wo das Gebäude der Bank frei wurde, zu landen.

Hier sind wir nun seit Anfang März. Auf die amerikanische Besatzung folgte Anfang Juli die russische Besatzung.

Am 25. Juli wurde unsere Bank behördlich geschlossen. Infolge einer Verordnung der Militärregierung und der Landesverwaltung sind alle vor dem 8.5. (Kapitulation) geführten Guthaben und die Depots gesperrt, so dass alle Verfügungen unzulässig sind. Wann und ob mit einer Aufhebung der Sperre zu rechnen ist, ist völlig unbekannt. Sollte sich der augenblickliche Zustand nicht ändern, so dürften wir nicht mehr lange existieren.

Im Gegensatz zu unseren Verhältnissen geht der Bankbetrieb in der englischen und der amerikanischen Zone unverändert weiter.

Die Berichte aus Breslau sind schrecklich; an eine Rückkehr ist nicht zu denken. Lebensmöglichkeiten für Deutsche sind nicht vorhanden. Die Zerstörung der Stadt soll 75-80 % betragen. Unsere Bank auf der Albrechtstraße ist zum Teil vernichtet; die Tresore sind beschlagnahmt.

Ich würde mich freuen von Ihnen eine Nachricht erhalten zu können, und danke Ihnen schon im Voraus für Ihre Freundlichkeit.

Indem ich Ihnen und der gräfl. Familie alles Gute wünsche empfehle ich mich Ihnen mit besten Grüßen

Ihr

Sehr ergebener

Hans Gollmer

Bericht über das Ende des deutschen Lebens in Namslau Bez. Breslau

1. Teil, bis zur vollständigen Räumung am 21. Januar 1945, erstattet von G. Röchling, Pastor, unter Berücksichtigung erreichbarer brieflicher Mitteilungen, mit einem stichwortartigen Bericht des Landrats Heinrich über die Tage 18. - 22.1.1945 Lembeck (Westfalen) März 1951

Vorwort

Mit dieser Niederschrift will ich der Heimat einen winzigen Teil des Dankes abstatten, den sie verdient.

Wie sich die Vertreibung aus der Heimat zugetragen hat in den einzelnen Gegenden des Ostens, das muß ja einmal festgehalten werden. Mir als früherem Pfarrer der evangelischen Andreaskirchgemeinde in Namslau, lag es schon lange auf dem Herzen, das aufzuschreiben, was ich von mir und anderen lieben Gemeindemitgliedern und Heimatgenossen über die schicksalsschweren Tage und Monate des Jahres 1945 dort weiß. Bis jetzt haben mich die Aufgaben der Gegenwart und eine gewisse - wohl begreifliche - Scheu daran gehindert. Aber in den Januartagen des Jahres 1951 sagte ich mir: Wenn Du es jetzt nicht tust, dann verblassen die Erlebnisse immer mehr, und wer weiß, ob Du Dich noch jemals dazu aufschwingst.-

Und so habe ich die Niederschrift gewagt. Ich danke allen, die mir in ihren Briefen darüber berichtet haben. Ein großer Vorteil ist es, dass der damalige Landrat Heinrich mir seine Aufzeichnungen in kurzen knappen Stichworten zur Verfügung stellte. Meine Rundbriefe haben ihn auf mich aufmerksam gemacht, und er ergänzte so meinen Erlebnisbericht durch seinen behördlichen Bericht, der die Ereignisse von seiner Namslauer Befehlsstelle aus sieht. Merkwürdigerweise kam er gerade in jenen Tagen nach Namslau auf Urlaub.

Wenn auch schon 6 Jahre über die entscheidungsreichen Tage hinweggegangen sind, ist es doch immer noch schwer, ein einwandfreies einheitliches Bild zu malen. Aber ich meine doch mit meinen Aufzeichnungen den Eindruck wiedergegeben zu haben, den der Sturm dieser Wintertage auf Gemüt und Verstand gemacht hat. Für Ergänzungen und Berichtigungen bin ich dankbar. Wenn es mir geschenkt wird, will ich einen weiteren Teil folgen lassen, der die letzten Kämpfe beschreibt und das Schicksal der Ausgetriebenen. Ich erbitte dazu die Mitarbeit durch Zusendung von Berichten.

Gottfried Röchling - Pastor in Namslau 1930 - 1945

DIE VERTREIBUNG AUS DER HEIMAT

I. Krampfhaftes Versuche, Schlesien in Verteidigungszustand zu setzen, im Jahre 1944

Je näher die russischen Heeressäulen unserer Heimat kamen, desto mehr erkannte man die Notwendigkeit, den Heimatboden bereit zur Verteidigung zu machen. Dem Volk wurde eröffnet, daß alle Kräfte zu Schanzarbeiten eingesetzt werden müßten.

Die Hilterjugend wurde dafür bestimmt. Am 28. August 1944 erlebte ich auf dem Hirschberger Bahnhof den rührenden Abschied der Hilterjungen von ihren Eltern. Sie sollten nach den östlichen schlesischen Grenzstädten. In Groß-Wartenberg und Festenberg lagen die Jungen zumeist auf den Böden der Häuser, da die andern Unterkünfte nicht ausreichten.

Mädchen wurden zum Kochen und Nähen für sie eingezogen. Viele Zivilisten wurden eingesetzt.

Von Breslau gingen sonntags die Schanzerzüge hinaus, um Breslau wehrhaft zu machen. Am Mittwoch waren die Geschäfte wegen der Schanzaktion geschlossen.

Überall, auch in und um Namslau wurde geschanzt, geschanzt. Und man gab den ausgehobenen Stellungen den Namen "Barthold-Stellung". Der Name stammt von dem nationalsozialistischen Geschichtsroman "Vogt Barthold", der die Besiedlung Schlesiens z. Zeit der Herzogin Hedwig schildert. - Ein damals 63-jähriger Namslauer Herr hat noch bis zum 61. in Hennersdorf schanzen müssen.

Der alte Friedhof wurde durchgewühlt. Am Sportplatz wurden Stellungen gebaut. Im freien Lande um uns, der polnischen Grenze entgegen, schachtete man Panzergräben aus. Das Rittergut Glausche hatte 1553 Morgen. Davon gingen mindestens 320 bis 350 Morgen durch die Schanzerei für die Bebauung verloren.

Die Rüstungsindustrie kam nach Namslau. Alle noch verfügbaren Arbeitskräfte dort eingestellt. Teile der Haselbach'schen Brauerei wurden dazu benutzt, das soeben erst fertiggestellte Hitlerjugendheim auf der Wiese zwischen Schloß und Stadtpark wurde dazu hergerichtet, und im Stadtpark wurde unter der Erde und über der Erde gewühlt und gebaut, damit die "ELAC" aus Kiel Raum hätte für ihre Produktionsbetriebe. Der Wohnraum wurde immer knapper.

Denn außer dem Militär und den Rüstungsarbeitern mußten ja auch Evakuierte aus dem Westen untergebracht werden und seit dem Sommer 1944 Breslauer Schulkinder. Es wurde schwer, die kirchlichen Versammlungen und den kirchlichen Unterricht überhaupt noch aufrecht zu erhalten. Es war ja auch der Wille der NS-Regierung, dem lebendigen Organismus der Kirche ihren Atem zu nehmen. Die "Herberge zur Heimat", die in den letzten Jahren ihre Pflicht tat als Hospiz, wurde in ein Hilfskrankenhaus verwandelt. Damit verloren wir den dortigen Versammlungssaal und die kirchliche Unterweisungsstätte.

Als Ersatzraum waren uns - völlig unzulängliche - zwei Hinterräume der Gastwirtschaft Lange am Ring gegeben worden. Aber auch diese wurden uns wieder genommen für Männer des Unternehmens "Barthold".

Evakuierte Volksdeutsche aus der Batschka zogen sei uns ein und wurden in den Schulen untergebracht. Zum Teil kamen sie mit ihren auf der Bahn transportierten Pferde an. Man sah sie auf ihren eigenartigen muldenförmigen Wagen durch die Stadt fahren.

So wurde uns das Schicksal von Menschen nahegebracht, die um des Krieges willen ihre Heimat hatten verlassen müssen. Beim Begräbnis eines treuen volksdeutschen Bauern aus reicher ungarischer Gegend wurde es uns ins Herz geprägt: Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.

Ende 1944 und Anfang 1945 hielt ich den Konfirmandenunterricht für eine Gruppe in unserm Eßzimmer. Es mußte zu diesem Zweck jedesmal ausgeräumt werden. Für die größeren Gruppen war es zu klein. Ich mußte mir von einer zur andern Stunde überlegen, wohin wir gehen sollten.

So hatte damals unser Grenzland schon eher die Last der Raumnot zu tragen als das übrige Deutschland. Später in Sachsen und Westfalen wunderten wir uns, daß noch größere Säle verfügbar waren.

Blinde Parteigenossen und ihre Anhänger glaubten immer noch an die Möglichkeit eines "Sieges", solange wir in der Heimat waren. Wenn erst die große Entscheidungsschlacht im Westen am Kanal geschlagen sein würde, dann würde die Masse der Truppen wieder nach dem Osten geworfen werden, und dann... Solche Leute glaubten auch, daß der Feind durch die Schanzgräben aufgehalten werden könne. Man erzählte sich geheimnisvoll flüsternd von neuen Waffen, die es ermöglichen würden, im eigenen Land dem Vormarsch Einhalt zu gebieten bis zur großen Wende.

Nüchternes Wirklichkeitsdenken galt als Sabotage des Sieges. Abtransportiert durfte beileibe nichts werden, weder Vieh noch Vorräte noch Kunstgegenstände noch sonst etwas. Selbst das Verschicken von Stückgütern war verpönt. So fiel der ganze noch vorhandene Reichtum des Landes später in die Hand des Feindes. Herr Scholz-Altstadt wollte am 19.1.45 abends sein Großvieh mithilfe der französischen Gefangenen abtreiben lassen. Es gelang nicht mehr. Er begründet das Scheitern dieser Maßnahme mit der Kopflosigkeit der Kreisleitung. Und die Befestigungssysteme haben nicht genutzt. Denn es fehlte an Waffen, es fehlte vor allen Dingen an Soldaten.

Am 5. Mai 44 wurde in Namslau (wie ähnlich wohl überall) eine Musterung im Hotel am Stadttor gehalten. Man ging bis zu den 60-jährigen zurück. Der am 18. Oktober 44 aufgerufene "Volkssturm", das allerletzte Aufgebot, musste eine stumpfe u. untaugliche Waffe bleiben.

Daß die Stimmung anfang, zugunsten des christlichen Gottesglaubens umzuschlagen, merkte man an dem starken Besuch der Gottesdienste Weihnachten 1944. Als ich bei der Christnachtfeier auf der Kanzel stand, sah ich im Schiff, auf den Emporen und in den Gängen alles gedrängt voll. Es kamen sogar ohne Scheu Arbeitsdienstleute in Uniform in die Kirche, was vorher streng untersagt war, und Wehrmachtshelferinnen ebenso. An diesem Abend mögen an 2000 Kirchgänger dagewesen sein.

Beim Begräbnis des Arbeitsdienstmannes G. Thiel am 3.1.1945 war der Arbeitsdienstführer nicht nur sehr höflich, sondern auch aufgeschlossen und dankbar für das, was ich sagte.

Es waren tatsächlich alle Vorbereitungen zur Verteidigung seitens der Partei nur Äußerungen eines krampfhaften Willens, etwas zu tun. Vielleicht hoffte man auch, das Volk dadurch vom nüchternen Nachdenken über die Nähe und Größe der Gefahr abzulenken. Und die Seele des Volkes gehörte schon nicht mehr "dem Führer" und seinen Männern. - Es fehlten tatsächlich alle realen und ideellen Voraussetzungen für eine wirksame Verteidigung des Heimatbodens. In Wahrheit wurden Volk und Land dem heranstürmenden Feind ausgeliefert.

In Stunden kühlen Nachdenkens sagten wir uns, daß wenn die Russen und Polen kommen würden, wir Deutschen ausgetrieben werden würden - und nicht mehr zurückkehren dürften. Ein Komplott der damals in Namslau beschäftigten polnischen Arbeiter, das die Ermordung führender Deutscher zum Ziel hatte und noch beizeiten entdeckt wurde, zeigte, daß die Polen ihrer Sache sicher waren.

II. Die letzten deutschen Tage in Namslau

Der Russe war im Sommer 1944 noch einmal an der Weichsel aufgehalten worden. Unser 2. Sohn Dieter, der in Rußland kämpfte, hatte bei seinem letzten Heimaturlaub Ende 1944 aus dem gutmeinenden Bewußtsein des deutschen Soldaten heraus uns versichert, die Russen würden niemals Schlesien betreten. Anfang Januar bekamen wir von ihm, datiert vom 11.1.1945, aus der Weichselstellung von einem Überholungskursus in Frontnähe, einen sehr

vergnügten Brief. Am 12.1.1945 brach der Russe durch (Baranow-Brückenkopf). Nach genau 8 Tagen mussten wir die Heimat verlassen.

16.1.1945

Am 16.1.1945 traf meine Frau in der Frühe beim Milchholen einen deutschen Soldaten, der nach dem Wehrmeldeamt fragte. Er erzählte, daß er von Tschenstochau käme. Die deutsche Stellung dort sei geräumt - die Russen seien in der Stadt. Um 12 Uhr noch seien die Deutschen auf ihrem Rückzug in Tschenstochau gewesen, um 14 Uhr die Russen. Sie, die deutschen Truppen, seien alle versprengt, er müsse sich hier melden. Am 18.1.45 fragte ich in Lorzendorf den Generalfeldmarschall von Manstein, wie die plötzliche Räumung von T. zu erklären sei bei dem 3-fachen Verteidigungsgürtel. Er erwiderte, der 1. Ring sei schwach, der 2. und 3. gar nicht besetzt gewesen. Also Truppenangelegenheit. - Tschenstochau liegt 100 km entfernt von Namslau.

In den ersten Januartagen war das Leben in Namslau verlaufen wie immer. Man tat seine Arbeit. Unsere Tochter war am 8. und 15.1.45 in Breslau beim Jungmädchenwerk, ich selbst hatte am 19.1. dort zu tun. Die Schwester meiner Frau kam am 12.1.45 nochmals von einer Reise nach Braunschweig und Berlin zurück. Den letzten Gottesdienst in unserer Andreaskirche hielt ich, ohne das zu wissen, am 14.1.1945 bei einer Innentemperatur von +1°. Es war der letzte Gottesdienst in dieser Kirche dort überhaupt. Obwohl wir Kohlenvorräte besaßen, durften wir die Kirche nicht mehr heizen. Die Nachrichten von d. West-, Süd- und Ostfront waren ernst. Montag, den 15.1.1945, waren zwei Soldaten aus dem Lazarett "Krüppelheim" bei uns zu Gast. Der eine, ein Mathematik-Student aus Bethel, erzählte, er habe bei der Kreisleitung Berechnungen ausführen müssen über Aufstellung und Reichweite von Verteidigungsgeschützen im Kreis Namslau (jetzt schon!)

17.1.1945

Als ich am Mittwoch, 17.1., aus meiner Vertretungsgemeinde Mühlwitz mit der Bahn zurückkam, fand ich bei meiner Ankunft die Bahnhofshalle übervoll in einer Art, wie ich es niemals erlebt hatte. Auf meine erstaunte Frage erhielt ich die Antwort "Ja, das sind Kreuzburger Flüchtlinge. Man hat sie mit Autos hierhergebracht, weil der Kreuzburger Bahnhof verstopft wär" (Übrigens lag N. an derselben Strecke wie Kreuzburg).

War es an diesem Tage, daß ich am Bahnhof eine frühere Konfirmandin von mir aus Kaulwitz traf? Eine Bauerntochter. Sie sah sehr schwarz und erzählte, daß ihr Bürgermeister, seiner Verantwortung bewußt, allen geraten hätte, ihre Wagen zu packen und so in die Scheune zu stellen.

Am 17.1.1945 beginnen LKW's von der Ostfront bei uns vorüberzufahren. Unser Haus lag an der Straße, die auf der einen Seite nach Kreuzburg, auf der andern nach Oels weiterging (Reichsstrasse 117). Diese Militärfahrzeuge waren auffallend unordentlich bepackt, wie früher nie. Wir denken, daß wir rückwärtiges Gebiet werden.

Meine Frau bringt eine Kiste mit ihren liebsten Büchern auf die Bahn.

18.1.1945

Donnerstag, den 18.1., fahren die ersten Trecks aus Blachstädt O.S. bei uns vorüber. Meine Bücherkiste wird nicht mehr angenommen. Ich hätte an diesem Tage nach Mühlwitz zum

Konfirmandenunterricht fahren müssen (35 km). Aber das Leben ist so merkwürdig verändert. Pastor August rät mir ab, Namslau zu verlassen. Es gelingt mir nicht mehr, in Mühlwitz anzurufen. Viel viel später erfuhr ich, daß dort schon alles in Auflösung gewesen sei und kein Kind mehr daran gedacht haben würde, zu erscheinen. Beim Mittagbrot telefonischer Anruf von Frau von Loesch (Lorzendorf): Maria v. Loesch soll getraut werden. Alles ist vorbereitet. Aber ihr Konfirmator aus Breslau, der trauen soll, kommt nicht. Ob ich einspringen will? Lorzendorf gehört zwar nicht zur Kirchgemeinde Namslau. "Selbstverständlich komme ich." Das ganze Dorf ist in der kleinen Kirche versammelt. Beim Trau-Essen sitze ich dem Generalfeldmarschall von Manstein gegenüber. "Ja, jetzt wird unser Land hier Kampfgebiet. Wir werden fühlen, was das heißt."

Während des Essens soll die Nachricht gekommen sein, es müsse geräumt werden (Nach 8 Tagen etwa traf ich den Lorzendorfer Treck im Kreise Reichenbach).

In eigenartig gefaßter Stimmung fuhr ich mit andern Gästen im Schlitten nach Namslau zurück. Am Horizont in der Ferne - waren das aufblitzene Mündungsfeuer von Geschützen?

Um 7 Uhr in Namslau. Fliegeralarm! Sofort in den Luftschutzkeller. 1/2 8 bis 1/2 10 Uhr ist die Hausgemeinschaft dort versammelt. Der Hausbesitzer Gollnisch will am nächsten Tage seine Frau fortbringen. Um 22 Uhr Essen. Es hat getroffen auf der Böhmwitzer Straße bei Müller und bei Lenart. Bei uns sind nur Fensterscheiben entzwei. Wir packen die Nacht durch bis 4 Uhr früh für unsere Tochter, Schwägerin und uns - vorsichtshalber.

19.1.1945

III. Der Tag der Vertreibung - 19.1.1945

Beim Aufstehen nehmen wir einen ganz eigenartig fahlen Schein am Himmel wahr. Merkwürdiges Licht überall. Dora hatte das Gefühl: Sind wir vielleicht noch allein in Namslau, und die übrige Stadt abgerückt? Es ist alles so still. In der Nacht kann sich noch allerhand ereignet haben. Im Losungsbuch der Brüdergemeinde steht: "Gedenke an den Herrn, Deinen Gott, er ist's, der Dir Kräfte gibt" (5.Mose 8 V.18 und: "Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus" Phil.4, V.13).

Aber der Tag bringt seine Pflichten. Am Montag, den 15.1., war in unserer Wohnung neben meinem Arbeitszimmer unsere Mitbewohnerin, Frau Tebbe, gestorben. Sie soll heute begraben werden. Ich bespreche das mit ihrem Mann. Das Telefon klingelt. Ich soll zu Frau Buia, ihr Kind zu taufen. Um 9 Uhr gehe ich zu ihr und lege (das letzte Mal in Namslau) meinen Talar zur Taufe an, wir nehmen das Kindlein auf in Gottes Gnadenreich, bevor d. Mutter das Haus verläßt. Der junge Vater ist im Feld. Ich tröste die junge Mutter. Die Jahreslosung heißt: Lasset uns aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens.

Der Großvater des Kindes, der einen Auftrag hatte für Pferdemusterung (?) teilt mit: "Es ist Räumung befohlen. Wir fahren unmittelbar nach der Taufe ab. Sie werden doch nicht dableiben?!" "Man weiß es nicht! Es heißt, es fahren Lautsprecherwagen durch die Straßen, die die Weisung geben." - Man telefonierte hierhin und dorthin zwischen der gewohnten Arbeit. Meine Frau geht in's Krankenhaus und bittet, daß eine schwer bekrankte Frau mitgenommen werden soll, wenn der Befehl käme.

Truppen in Fahrzeugen fahren von Ost nach West an unserm Haus vorüber. Soldaten treten für einen Augenblick in den Flur, um sich zu erwärmen. Man sieht auf der Straße Leute mit

bepackten Handschlitten. Meine Frau erkundigt sich in Nachbarhäusern nach der Lage. Wir essen zu Mittag. Dann rüsten wir für die Abfahrt meiner Schwägerin und Tochter mit dem gerüsteten Pferdewagen des Hausbesitzers Gollnisch (Lastwagen mit Plane und angehängtem Auto). Er fährt mit Frau Pastor Langer mit ihren 4 Kindern und Frau Gollnisch mit 2 Kindern und noch einer Frau zur Hilfe in Richtung Ohlau ab. Kutscher ist ein Volksdeutscher aus der Batschka, der seinen Sonntagsanzug angelegt hat. Der eigentliche Kutscher ist zum Volkssturm einberufen. Um 15 Uhr setzt sich das Frauenfluchtgefährt in Bewegung. Der treue Mann ergreift die Peitsche zu seiner zweiten Flucht und spricht mit Betonung: "In Gottes Namen!"

Langsam geht's zum Tor hinaus in Richtung Stadtwald. Da fahren zwei Frauen in's Ungewisse, die eine ist guter Hoffnung, die andere weiß ihren Mann an der ostpreussischen Front. Aber was sie noch nicht weiß, ist, daß er dort vor 3 Tagen gefallen ist.

Im Haus ist nun oben und unten nur noch mein treues Weib und ich. Wir wollen bei der Gemeinde bleiben. In dem Haus im Hof hinten ist noch unser zum Volkssturm einberufener Hausbesitzer.

Gegen 14 Uhr war durch den Lautsprecher auf dem Ring bekannt gemacht worden, es liege kein Anlaß zur Räumung vor. Jeder hätte dazubleiben. Wer fortginge, würde polizeilich zurückgeholt.

Der Besitzer von Altstadt, Herr Herbert Scholz, hat diese Rede des Kreisleiters Fischer auf dem Ring selbst mit angehört und berichtet, Fischer habe gesagt, der Russe sei zum Halten gebracht worden, es bestünde überhaupt keine Gefahr, man solle keine übereilten Maßnahmen treffen. Falls Gefahr drohe, werde die Bevölkerung von Stadt und Land rechtzeitig benachrichtigt werden, eventuell auf den Treck zu gehen. Im übrigen wies er mit besonderer Schärfe darauf hin daß jeder, der eigenmächtig handle, bestraft werden würde. Im besonderen verdammt er das eigenmächtige Handeln von Herrn Braune-Krikau, der seiner Gefolgschaft geraten haben solle, alles zu packen und auf die Treckwagen zu verstauen. In der Kreisleitung hörte Herr Scholz später von Fischer noch einmal das selbe.

Ich hielt es daraufhin für meine Pflicht, in der Gemeinde zu bleiben. Meine Frau entschloß sich, bei mir auszuharren.

An diesem Nachmittag machten sich Soldaten auf dem Rückmarsch in unsere Küche ihre Fischkonserven warm und bekamen heißen Kaffee als Erquickung bei der Winterkälte. Auch wollten Offiziere ein Zimmer zu einer Besprechung haben. Sie sollten es gerne bekommen. Ich hatte Gemeindebesuche vor. Meine Frau ging und kaufte ein Brot - wie immer auf Marken. Am Vormittag sollen durchziehende Soldaten beim Fleischkauf auch noch Marken haben abgeben müssen. Nur der Schuhhausinhaber Woitschig soll am 19.1. Schuhe frei verkauft haben.

So sah das aus, was wir an diesem Tage bis dahin wußten. Wir wußten aber nicht , daß schon früh um 1/2 9 Uhr im internen Dienst die Räumung der Stadt angeordnet worden war. Ein Volkssturmmann teilt mir mit, daß er früh um 1/2 9 Uhr auf dem Landratsamt als Melder eingeteilt worden war. Und während der Lautsprecher am Ring den Bewohnern in die Ohren schrie, was oben gesagt wurde, stand der Wagen des Kreisleiters vollbepackt in der Autohandlung Thienel und wurde dort nachgesehen und auf Fahrsicherheit untersucht (Aussage eines dort beschäftigten Schlossers).

Um 17 Uhr wurde der Befehl von 14 Uhr ins Entgegengesetzte geändert: Jede einzelne Wohnung müsse geräumt werden, keiner dürfe bleiben. Also nun wirklich: Allgemeine

Räumung! Wir wohnten von diesem Lautsprecher zu weit ab, als daß wir ihn hätten hören können. Aber der Inhalt verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Nur wußte keiner, wie er fortkommen sollte. Bei uns auf d. Wilhelm-Straße hieß es, es werde ein Pferdetruck auf dem Viehmarkt zusammengestellt (Aber wo sollten in der Stadt dazu die Pferde herkommen!!). Frauen, die dort gehorsam darauf warteten, bis etwa zur Mitternacht, sind nachher mit Kinderwagen durch die kalte Winternacht zu Fuß nach Brieg an der Oder gegangen, das sind 32 - 35 km. Unsere Gemeindegemeinderin fuhr auf eigene Faust m. Rad auf vereister Landstrasse zu ihrer Freundin nach Karlsruhe O.S., ohne zu wissen, ob es nicht vielleicht den Russen entgegen ginge. Andere wieder verließen die Stadt schon früher, am 18.1. mit der Bahn, wieder andere gingen mit Handwagen am 19.1. durch den Stadtwald nach Ohlau. Wer in der Stadtmitte, näher am Bahnhof wohnte, hoffte wohl noch, mit irgend einem eingesetzten Zug mitzukommen.

Ich suchte mich telephonisch mit den Behörden in Verbindung zu setzen, bekam aber weder beim Bürgermeister noch bei der Kreisleitung noch beim Landratsamt Anschluß. Man war auf sich selbst angewiesen. Er Leutnant Sch. aus Aachen sagte in unserm Haus, es auch hier genau, wie es im Westen gewesen sei - alles zu spät. Sehr dringlich warnte er: Die Russen seien näher als wir glaubten. Er riet uns sofort so schnell wie möglich fort zu gehen. Meine Frau fragte ihn, ob er noch etwas brauchen könnte? - "Ja, ein Handtuch; die Russen nehmen ja doch bald alles. Wir sollten fort aus dem Kampfgebiet, aber wie? Vom 18. her wußten wir, daß die Eisenbahn ihren regelmäßigen Dienst eingestellt hatte. Er riet uns als Deutsche uns auf die Straße zu stellen und uns von einem Wehrmachtswagen mitnehmen zu lassen.

Und die Kirchenbehörde? Von einer Weisung des Konsistoriums wußte ich nichts. Die Bekennende Kirche hatte gesagt: Geht dahin, wohin die Gemeinde geht.

Durch einen freundlichen persönlichen Hinweis eines lieben Frauenhilfsmitgliedes, das bei der NSV arbeitete, wußte ich, daß der Kreis Reichenbach (Eule) als Auffangkreis für den Kreis Namslau vorgesehen war. Darum konnte man dort hoffen, einen großen Teil der Gemeindegemeinder wiederzufinden. Bei dem Fehlen aller meiner Richtlinien von oben her für die Art der Räumung blieb es der Initiative jedes Einzelnen überlassen, wie er fortkäme. Darum konnte man in diese auf äußerste Eile drängenden Lage auch nichts für andere Gemeindegemeinder tun.

Unser Hausbesitzer erschien so etwa gegen 17.30 Uhr noch einmal bei uns und fragte, wie wir es mit den Schlüsseln halten wollten. Ich sagte: Ich lasse alles offen. Er meinte, er wolle nun sein "Parteiheimd" verbrennen. Es sei doch alles aus. In unserm Eß-Zimmer stand noch der Christbaum, eine schöne Tanne. Wir hatten ihn länger stehen lassen als sonst.

Es mag 18 Uhr gewesen sein, da verließen meine Frau und ich unsere Wohnung, so wie alles stand und lag, und damit stand das Haus leer. Wir zogen unsere selten gebrauchten Winterpelze an und nahmen jeder ein kleineres und ein größeres Gepäckstück in die Hand. Mir platzte der Rucksackriemen beim Umhängen über den dicken Pelz. Ohne uns umzusehen gingen wir aus dem Haus und stellten uns auf die Ost-West-Straße vor unser Haus und versuchten, Militärwagen anzuhalten. Sie hatten aber andere Befehle. So schleppten wir unsere Sachen und Decken nach dem Litzmannplatz und hofften, dort mitgenommen zu werden. Es glückte. Wir räumten unsere Sachen in den dunkeln Kasten mit andern unbekannten Leuten zugleich, stiegen ein und warteten, wohin es gehen würde. Nach einer Weile ging es in Richtung Hohe Brücke. Ich hoffte, daß wir nicht nach Breslau gebracht würden. Denn daß dort eine fürchterliche Verstopfung aller Straßen und Brücken über die Oder drohte, war mir klar. Im völlig verschlossenen fensterlosen Wagen tastete ich nach meinem Besitz. Keiner hatte eine

elektrische Taschenlampe. Ich fand meinen Rucksack nicht, in dem die Sparkassenbücher, Bibel und Gesangbuch waren, und wagte es, in der Nähe unseres Friedhofes noch einmal auszusteigen und über die Bahnbrücke im Dauerlauf zurückzurennen. An beiden Brückenenden meinte ich Pioniere zu sehen, die sich an der Brücke zu schaffen machten. Im Laufen sah ich in Richtung Nord oder Nordost hellen flackernden Schein am Nachthimmel. Am Litzmann-Platz fand ich den Rucksack nicht, gab die Suche auf und rannte denselben Weg zurück, beseelte von dem Gedanken, den Wagen mit meiner Frau wiederzufinden. Ich hatte mir seine Nummer gemerkt. Endlich fand ich ihn an einer weiter entfernten Stelle unter vielen anderen Wagen. Aber ein wütend schreiender Feldwebel verwehrte mir das Einsteigen. Ich sagte ihm von meiner Frau und meinem Gepäck. "Alles gleich", meinte er. "Ihre Frau fährt, Sie bleiben hier, Sie gehören in den Volkssturm." War es wohl Befehl, den Volkssturm jetzt noch zu vermehren? Ein damals 63-jähriger Lehrer, schon pensioniert, schrieb mir, daß er in der Nacht um 2 Uhr seine Frau zum Zuge gebracht habe, aber selbst nicht mitgenommen worden sei. - Schließlich winkte mir der Fahrer, still beiseite zu treten. Beim Einsteigen hatte ihn meine Frau einen Schluck aus der Feldflasche tun lassen. Als der Wütende sich etwas entfernt hatte, rief mich der Chauffeur neben sich auf seinen Sitz. Ich sollte mich aber tief bücken. So bin ich denn tief gebückt aus dem Ort meiner Gemeinde herausgefahren, wo ich 15 Jahre gearbeitet hatte. Viele standen am Wege mit ihren Bündeln. Beim Anhalten mußte ich mich immer wieder verstecken, bis es ins Freie hinausging. Nun konnte ich in der mir wohlbekannten Gegend dem Chauffeur Führerdienste tun. Meine Frau im Innern des Wagens wußte nicht, ob ich wieder hatte einsteigen können. Ich konnte mich ihr nicht bemerkbar machen, das ein Hohlraum zwischen uns war.

Viel zum Nachdenken über das weitere Schicksal unserer Heimat und unserer Gemeinde kam ich nicht. So ging es wohl allen. Das war eine Gnade. Ich wünschte nur, daß unser Haus möglichst bald durch eine Bombe vernichtet werden möge, damit nicht alles, woran man hing in die Hände roher Menschen fiel. In der Nacht vom 20. / 21. Januar standen wir auf dem Bahnhof in Heidersdorf und hörten die Nachrichten des Rundfunks. Da wurde der Raum Namslau im Wehrmachtsbericht genannt.

Bei der Fahrt in's Ungewisse klangen die Losungsworte vom Morgen des 19.1.1945 in meinem Innern: "Gott ist's der dir Kräfte gibt" - und "Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus".

Solcher Trost war notwendig. Denn erschütternd war, was wir zum ersten Mal schon auf der Landstraße Namslau - Brieg sahen. Und wieder, wie schon in den letzten Tagen, ging mir das Schriftwort durch den Sinn: "Bittet, daß eure Flucht nicht geschehe im Winter." Wir selbst fuhren in der Mitte des Fahrdammes. Rechts von uns in derselben Richtung bewegte sich ganz langsam und mühselig ein trauriger Zug: Der Treck der aus der Heimat verjagten Bauern mit ihren Wagen, hier und dort Vieh dazwischen. An gewissen Punkten hielten sie immer wieder einmal an, wenn die Wagen zu dicht aufeinander prallten. Die Bodenständigen, die das Land bebauten, die das Land "besaßen" -im wahrsten Sinne- auf dem Vertriebenenwege! Würden Sie dem Feind entgehen? Würden sie jemals zurückkehren?

Und auf der anderen Straßenseite kam uns entgegen, zwei und zwei, still marschierend ein Haufen deutscher Soldaten mit ihren weißen Stahlhelmen, der nun in die leeren Stellungen einrücken und zusammen mit dem Volkssturm die Heimat verteidigen sollte! Jetzt schon?! Was stand ihnen und uns bevor?

Brieg ist nahe. Aber der Wagen stoppt. Sperrposten an den Oderbrücken. Was ist? Fliegeralarm. Wir warten eine Weile. Dann passieren wir die Brücken, eine nach der anderen, und fahren in

die dunkle Stadt ein. In der Nähe einer Schule werden unsere Wagen auf der Straße entladen. Große Massen Evakuierter, dazwischen Volkssturmleute, erfüllen gespenstisch die Straßen. Die Evakuierten strömen zur Schule.

Mir war der Superintendent B. bekannt. Wir bringen unser Gepäck auf geliehenem Handschlitten in seine Wohnung. Er selbst und seine Frau sind nicht da, sie haben die verheiratete Tochter n. Steinseiffersdorf im Eulengebirge gebracht. Wir übernachten dort, Ankunft 23.30 Uhr.

So war die erste Nacht fern der Heimat noch freundlich für uns. - Der Abschied lag nun hinter uns. Der 19. Januar 1945 als unser Schicksalstag hat sich tief in unser Gedächtnis eingegraben - Räumung des rechten Oderufers!

Am nächsten Morgen suchten wir unter der großen Menge der in den Schulen Untergebrachten Gemeindeglieder und konnte eine ganze Anzahl sprechen.

Was wird nun? Wie weiter? Ich spreche mit den Stellen der Lagerleitung. Man berät noch. Der Landrat (genau weiß ich nicht, war er's?) versucht, die LKW's zum weiteren Abtransport einzusetzen. Er bekommt sie nicht. So soll es mit der Bahn weitergehen.

Wie wir erst viel später erfahren, waren die Dörfer um Namslau auch in den Abend- und Nachtstunden des 19. Januar im Pferdetreck geräumt worden.

Die Ortsgruppenleiter und Bürgermeister scheinen den Räumungsbefehl zu verschiedenen Zeiten bekommen zu haben. In dem großen Dorfe Wilkau war am 19.1. früh angeordnet worden, daß am 20. Früh 06.30 Uhr abgerückt werden solle. Der Befehl wurde geändert. Es wurde am 19.1. um 23.30 Uhr durch Alarmblasen die sofortige Evakuierung befohlen. Da alles vorbereitet war, wurde es möglich, daß sich das Dorf schon um 00.30 Uhr auf dem Abmarsch befand.

Der Bürgermeister von Krickau schreibt: " Wir haben in Krickau keinen Befehl zur Räumung bekommen, weil der Fernsprecher nicht mehr in Ordnung war und die Verbindung zu Partei und Landratsamt nicht mehr funktionierte. Ich habe aber meinen Namslauer Bruder erreicht, als ich am Nachmittag persönlich die Feuersäulen in Glausche gesehen hatte und Flüchtende, die durch meinen Hof kamen, berichteten, daß die Russen durch Glausche im Laufe des Tages hindurch über Schmograu auf die Chaussee Paulsdorf - Pangau weitergefahren seien (angeblich Panzer). (Herr Friedrich Sroka: "Gegen 17.00 Uhr brachen zwei russische Panzer in Glausche ein.") Meinen Bruder erreichte ich noch gerade, ehe er selbst abfuhr, und hörte von ihm, daß in Namslau der Befehl zur Räumung gegeben sei. Daraufhin habe ich die Mobilisierung zum Treck anordnet. Es war etwa 7 Uhr abends. Der Treck stand gegen 11 Uhr nachts marschbereit. Überschreitung der Oder bei Peisterwitz am Sonntag, den 21.1.1945.

Altstadt bekam um 17.00 Uhr Befehl, in 2 Stunden abzurücken. Um 20.00 Uhr Abmarsch unter Führung zuerst vor Warbrandt. Die Landbevölkerung hat ihre Wagen noch verhältnismäßig ordentlich bepacken können und für's erste mehr gerettet als die Städter. Später freilich hat sie in der Tschechei so gut wie alles eingebüßt - bis auf Ausnahmen. -

Es wurden alle drei Wege über die Oder benutzt. Die Trecks gingen bei Brieg und Ohlau über den Fluß, die Eisenbahn wie auch sonst in Breslau.

Wie bewußt und gesammelt doch auch in diesem Trubel der Abschied von der Heimat begangen werden konnte, hat mir später eine Gutsfrau erzählt:

Als der Treck abfahrbereit stand, ging sie noch einmal durch alle Räume, sah auch die Schlafräume in Ordnung wie immer, setzte sich noch einmal an den Flügel und spielte ein Bach'sches Präludium. An der Haustür machte sie noch einmal Halt, betete still ein Vater unser, schloß ab und versenkte zum Schluß den Schlüssel im nahen Teich. Dann bestieg sie den Wagen.

Bericht des früheren Landrats Heinrich über die letzten Tage in Namslau

Donnerstag, den 18. Januar 1945

Verstärkter Flüchtlingsstrom aus dem Gebiet um Litzmannstadt und Posen durch Namslau in Richtung Breslau.

Nachmittags Befehl an den Chef des Reservelazaretts N., am nächsten Tage lt. Verlegungsplan d. Lazarett nach Bad Landeck, Grafschaft Gatz, zu verlegen. In den Abendstunden leichter Fliegerangriff auf Namslau.

Mitternacht: Eintreffen von Landrat Heinrich aus dem Westen. Absicht: Nur Abholen von Wintersachen und Orientierung über die Lage.

Freitag, den 19. Januar 1945

05.00 Uhr Anruf aus Wielun od. Umgebung bei Landrat H., daß dort die Russen umherstreifen.

08.00 Uhr Besprechung mit Kreisleiter Fischer über Abtransport der schwangeren Frauen und Räumung des Kreises. Kreisleiter Fischer bestreitet die Gefahr. Tel. Rücksprache mit Reg.-Präs. Kroll (Breslau) über Militär und zivile Lage. Präs. Kroll glaubt, daß mil. Kräfte zum Gegenstoß antreten werden. Hinweis von Landrat Heinrich, daß sicherheitshalber schwangere Frauen und Sieche abtransportiert werden müssen. Befehl an Fahrbereitschaftsleiter Ilchmann gegen 9.00 Uhr, alle verfügbaren PKW und LKW für 11.30 Uhr auf General-Litzmann-Platz b. Pietzonka zu bestellen.

10.00 Uhr Eintreffen eines Adjutanten von Generalfeldmarschall von Manstein, der schleunige Räumung empfiehlt, besonders aller Ortschaften vor der Barthold-Linie.

10.30 Uhr Beschlagnahme sämtl. Treibstoffes durch Oberquartiermeister IV: Panzerarmee.
11.30 Uhr Besprechung mit O.Qu.IV.P.-Armee und Kreisleiter Fischer. 1,5 cbz Benzin und Dieseltreibstoff werden für zivile Zwecke freigegeben, Rest für militärische Aufgaben.

13.30 Uhr Ansprache von Kreisleiter Fischer über Lautsprecher auf dem Marktplatz an die Bevölkerung, auszuhalten und Ruhe zu bewahren, es bestehe keine unmittelbare Gefahr.

13.45 Uhr Eintreffen des bisherigen Landrats von Tomatschow b. Landrat H., der nach Kreuzburg ausweichen will. Telf. Anruf in Kreuzburg ergibt keine Verbindung mehr.

14.00 Uhr Besprechung mit Kreisleiter F. über Abtransport von 600-1000

hilfsbedürftigen Frauen und sonstigen Personen mit der Eisenbahn, da die Aktion 11.30 Uhr ab Gen.-Litzmann-Platz infolge Ausbleiben der Kraftfahrzeuge scheiterte.

15.00 Uhr Eintreffen von SA-Obergruppenführer Herzog in der Gegend Kaulwitz.Obischau berichtet. Der gesamte Volkssturm von Namslau besetzt den Stadtrand zur Abwehr ev. Russischer Panzerstreifen.

15.30 Uhr Räumungs-Befehl für den gesamten Kreis u. telf. Anruf bei Reg. Breslau über Lage und Anforderung von Eisenbahnsonderzügen, da Räumungsplan derr NSV undurchführbar. Bauern nehmen keine Städter auf den Pferdefahrzeugen mit.

Ab 16.00 Uhr Räumung des Landratsamtes, Verladung des Lazarets auf LKW. Als letzte des Lazarets verlassen Dr. Kusche' mit Frau Heinrich gegen 22.00 Uhr Namslau über Strehlen nach Bad Landeck. Konzentrierung der Polizei, der leitenden Beamten des Landratsamtes, Kreisbauernführer usw. in der Telefon-Zentrale des Landratsamtes.

Ab 20.30 Uhr bis zum nächsten Morgen Eintreffen v. 5 Personenzügen, in denen je 1500 Personen aus der Stadt abtransportiert werden. 22.00 Uhr: Polizei-Oberleutnant Rahmel gibt Alarm und behauptet, daß russische Panzer auf dem Marktplatz erschienen sind. Fehlmeldung! Organisation der Ortsabwehr durch Landrat H. im Einvernehmen m. dem Kampfkommandanten von Namslau, Oberstleutnant des Schweidnitzer Ers.-Battl...

Sonnabend, den 20. Januar 1945

Ruhiger Nachtverlauf, geringer Geschützdonner in Richtung Buchelsdorf, Reichthal. Organisation des Abtransports von Lebensmitteln mit dem Ib der in Oels stationierten Division (Butter und Zucker). Kampflärm aus Richtung Reichthal. Gegen 12.00 Uhr sind fast alle Ortschaften des Kreises menschenleer. Teile der PKW-Kolonnen, die am Vortage die hochschwangeren Frauen und Kleinkinder nach Brieg gebracht haben, kehren mit Kreisbaumeister Sternitzke und dem Kreisfeuerwehrführer Jakob nach Namslau zurück. Am Nachmittag weitere Räumungsmaßnahmen zum Abtransport von Vieh und Lebensmitteln in den Namslauer Geschäften. Vordringen der Russen bis Reichthal und Konstadt Lage bei Schwirz ungeklärt.

Gegen Mitternacht angebliches Vordringen der Russen nach Giesdorf und Obischau erweist sich als unzutreffend. 4 Geschütze gehen nördlich des Stadtparks in Stellung.

Sonntag, den 21. Januar 1945

04.00 Uhr Einsetzen von deutschen Truppen im Ostteil von Namslau (Böhmwitz) zur Ortsverteidigung mit dem Volkssturmbataillon Köhn. Teilweise Panik beim Volkssturm.

07.30 Uhr Eintreffen von deutschen Panzern aus Brieg (10. und 3. Sturmgeschütz), die nach Glausche geleitet werden. Angriff gegen die in Reichthal befindlichen Russen kann wegen Benzinmangel nicht gefahren werden und kommt erst gegen 11.30 Uhr in Gang. Deutscher Angriff wird von russischer Pak abgewiesen gegen 13.00 Uhr.

10.00 Uhr Einrichtung einer militärischen Verpflegungsstelle in der ehemaligen Werk-Küche der deutschen Arbeitsfront. Aufbrechen einer Anzahl Geschäfte am Markt zur Bergung von Lebensmitteln. Die Russen erreichen Noldau.

13.00 Uhr Erste Artillerie-Einschläge in Namslau an der Hohen Brücke und bei der "Landwirtschaftsbedarf". Die letzten Beamten des Landratsamtes und der Kreisbauernführer Seidel verlassen in PKW die Stadt in Richtung Ohlau.

14.00 Uhr: Kreisleiter verläßt bei verstärktem Artilleriebeschuß die Kreisleitung.

14.30 Uhr: Letztes Telefongespräch von Landrat H. mit Oberreg. Engel (Regierung Breslau) aus der Telefonzentrale des Landratsamtes in Gegenwart des Uffz. Moritz (Kartoffelverwertungsgenossenschaft). In Breslau wird Sonntagsdienst gemacht!! Reg.-Präs. Kroll unerreichbar.

15.00 Uhr: Bürgermeister Sroka verläßt mit dem Rad Namslau. Löffel: "Wir verließen die Stadt in Richtung Windisch-Marchwitz."

15.45 Uhr: Noch stärkerer Artilleriebeschuß, die Russen haben bereits Grambschütz erreicht. Deutsche Truppen ziehen sich zurück.

16.00 Uhr: Besprechung mit Kampfkommandanten in der Brauerei Haselbach, der gerade vom Divisionskommandeur Oels Räumungsbefehl erhält. Standortältester von Mackensen bespricht mit Landrat H. Vernichtung des Wehrkreis-Sanitätsparks. Baumeister Puchalla geht unerkannt an Landrat vorbei u. bleibt in der Stadt.

16.45 Uhr: Landrat H. verläßt Brauerei Haselbach und fährt

17.00 Uhr: mit Kraftfahrer Mühlbach und Moritz von Gastwirtschaft Opitz nach Ohlau. Kampfkommandant weicht nach Bernstadt und Oels aus, da Umfassung der Kreisstadt von Nordwesten und Süden droht. Die Russen waren um 16.00 Uhr bereits in Mülchen.

19.00 Uhr: Gärtner Stojan zündet den Wehrkreissanitätspark an.

19.30 Uhr: Landrat H. trifft in Ohlau ein und weist dortigen Landrat Brass auf drohende Gefahren für die Gebiete nördlich der Oder hin.

22.00 Uhr: Eintreffen in Strehlen b. Landrat Sell.

Montag, denn 22. Januar 1945

Weiterfahrt nach Landeshut über Waldenburg. In Landeshut einrichten einer Namslauer Zweigstelle unter Oberinspektor König und Kreissparkasse.

Die Russen besetzen um 6.30 Uhr die Stadt Namslau.

Ooooooooooooooooooooooooooooo

Anmerkung zu diesem Bericht des Landrats Heinrich betr. Abtransport der Feuerwehrspritze u. anderer Feuerwehrgeräte.

Herr Hugo Röhricht schreibt:

" In der Nacht vom Sonnabend zu Sonntag kam die Anordnung vom Herrn Landrat, daß die noch anwesenden Feuerwehrmitglieder die Motorspitze ect. nach Brieg abtransportiern sollten. Viehhändler Sämann und ich taten dies. Sonntag früh kamen wir zur Abholung anderer Geräte wieder zurück. Die Straße Brieg - Namslau war durch Trecks gesperrt, daher Umweg über Ilnau - Carlsruhe, obwohl in Ilnau uns die Soldaten nicht mehr durchlassen wollten. In Namslau trafen wir Sonntag früh den Friedhofverwalter Kühnel mit dem Sanitätswagen im Hof des Wasserwerks. Wir sollten bis abends warten für den Fall von Feuergefahr. Sonntag abend fuhren wir nach Rücksprache mit dem Landrat fort. Wir nahmen noch 3 alte Leute mit nach Brieg."

----- xxx Dies zur Ergänzung xxx -----

Ich schließe diesen Teil meines Berichts, der die Vertreibung aus der Heimat beschreibt, mit einem Gedicht, das uns allen den Ernst jener Tage vergegenwärtigt und zugleich uns auf den rechten Trost hinweist:

Der Treck

Sie wanderten aus mit Weib und Kind,
Sie mußten die Heimat verlassen,
Verlassen den Hof mit Stall und Rind
Und alles, was Sie besaßen.
Sie wanderten aus, aus Glanz und Glück,
Aus Schlössern und aus Hütten,
Und was sie besaßen - Stück für Stück -
Hat dann der Feind erstritten.
Sie wanderten aus, - und ihre Welt
Voll Schönheit, Kultur und Wissen,
Sie sank zusammen wie Staub zerfällt . . .
Der Freundes Kreis - zerrissen!
Sie wanderten aus! O große Not!
Sie lagen wie Bettler im Graben.
Ihr Elend, Heimweh und Hungersnot,
Sie können es nicht mehr tragen!
Sie liegen in Lagern und Scheuen bloß,
Sie frieren - und brennen in Gluten;
Die Seuchen machen sie hoffnungslos,
Bis zur Seele reichen die Fluten!
Nun mahlen die Räder durch tiefen Sand,
Vom Himmel fallen die Sterne.
Der Tod ergreift so manche Hand.
Ach Heimat, wie bist du so ferne!
Es gibt keine Rückkehr für Dich und Dein Kind -
Und doch ein ` Nach-Hause-Kommen`
Zu dem, der die Not der Verlassenheit kennt
Und Lasten auf sich genommen.
Und mußt Du wandern, so wand're aus
Aus Deinem engen Herzen,
Gib dem Dich hin, der heut noch trägt

Die Welt in Ihren Schmerzen.
Ein' neue Krone, ein neues Land
Ein Wandern aus sicheren Höhen
Wird Dir geschenkt durch diese Hand,
Wenn Du willst mit ihr gehen.
Und mußt Du dann wandern, so wandre hinein
In Deines Gottes Erbarmen,
Und Trost und Reichtum wird um Dich sein,
Gehörst Du auch jetzt zu den Armen.
(Frau Könnicke 1945)